

Pfarrer August Froehlich

Ein Lebensbild

Autor unbekannt

Was ein Priester ist

Ein Priester muß sein, ganz groß und ganz klein;

Vornehmen Sinns, wie ein Königsgeschlecht, einfach und schlicht, wie ein Bauernknecht;

Ein Held, der sich selbst bezwungen, ein Mensch, der mit Gott gerungen;

Ein Quell von heiligem Leben, ein Sünder, dem Gott vergeben;

Ein Herr dem eignen Verlangen, ein Diener der Schwachen und Bangen;

Vor keinem Großen sich beugend, zu dem Geringsten sich neigend;

Ein Schüler von seinem Meister, ein Führer im Kampf der Geister;

Ein Bettler mit flehenden Händen, ein Herold mit goldenen Spenden;

Ein Mann auf den Kampfesstätten, ein Weib an den Krankenbetten;

Ein Greis im Schauen, ein Kind im Trauen;

Nach Höchstem trachtend, das Kleinste achtend;

Bestimmt zur Freude, vertraut dem Leide, weitab vom Neide;

Im Denken klar, im Reden wahr;

Des Friedens Freund, der Trägheit Feind;

Feststehend in sich ---

ganz anders als ich.

Auf dem St. Matthias-Friedhof (in Berlin) steht, nicht weit vom Eingang, ein einfaches Denkmal. Unter dem eingemeißelten Caritaskreuz der Name:

August Froehlich
Pfarrer von Rathenow
geb. 26.1.1891
gest. 22.6.1942
Requiescat in pace

Welches Leben sich unter dieser kurzen Inschrift verbirgt, soll hier beschrieben werden.

In der Taufe wurde der große hl. Augustinus sein Namenspatron. Nach derselben brachte ihn die Hebamme zum Altar der Muttergottes und sagte: „Das wird einmal ein Priester“. Das sollte sicher keine Prophezeiung sein, aber sein Leben hat die Wahrheit dieser Worte gezeigt. Er war der zweite von fünf Kindern, vier Jungen und einem Mädchen. Daß sie alle sehr muntere und frische Jungen waren, beweist manches Vorkommnis, von dem er erzählte.

August selbst war kein Musterknabe, und von seinem späteren Beruf war noch nicht viel bei ihm zu bemerken. Aber immer, wenn er nach seinem späteren Beruf gefragt wurde, erwiderte er prompt: „Pfarrer“. Da mußt du doch erst Kaplan werden, wurde ihm dann gesagt, und jeder erhielt die Antwort: „Ich werde eben etwas länger studieren und werde dann gleich Pfarrer“. Die Länge des Studiums hat der Weltkrieg wesentlich beeinflusst, und auch dann wurde er erst Kaplan.

Er war Choleriker und dadurch ein starker Trotzkopf. Ein Ereignis erzählte er immer, wenn er an seine „Jugendsünden“ dachte. Er sollte einmal eine Sportmütze zur Schule aufsetzen, und das behagte ihm nicht. Mutter schalt, drohte und holte schließlich den Vater zu Hilfe. Der tat dasselbe, legte seinen Sprößling auch über – und erreichte nichts. Schließlich hatte August es durchgesetzt, daß er die Sportmütze nicht zu tragen brauchte.

Seine Schulzeit wurde ihm sehr schwer. Da kam zuerst die Aufnahme in die Sexta, der er mit Bangen entgegenseh. Von einer Hausangestellten, die sich mit den Kindern zu beschäftigen hatte, hatten sie den Rosenkranz beten gelernt. Als sie ihn beten konnten, bekam jeder einen eigenen geschenkt, und dann wurde es beinahe Sport bei ihnen, Rosenkranz zu beten. Immer, wenn sich die Brüder tagsüber trafen, fragten sie sich gegenseitig, wie viel sie schon hätten. Als es nun hieß: Prüfung für die Sexta, sagte ihm die Mutter: „Da mußt du nun fleißig beten, damit du nicht durchfällst“. Er meinte, daß zehn Rosenkränze wohl genügen würden, und am Tage vor der Prüfung kniete er sich vor sein Bett und betete zehn Rosenkränze hintereinander, immer mit der Bitte: Lieber Gott, laß mich nicht durchfallen. Und dann geschah das Schreckliche: Er fiel durch. Zu Hause sagte die Mutter: „Siehst du, August, nun hast du vierzig Rosenkränze gebetet und bist doch durchgefallen“. „Aber Mama, es waren doch nur zehn!“ Und im Innern dachte er, wenn ich vierzig gebetet hätte, dann hätte ich die Prüfung sicher bestanden. Die Tatsache ließ sich aber nicht aus der Welt schaffen, und nach einem Jahr wiederholte er die Aufnahmeprüfung mit Erfolg. Immer wieder sagte er später: „Durch das eine Jahr habe ich viel gewonnen, denn dadurch mußte ich in den Krieg, und die fünf Jahre haben mir soviel Menschenkenntnis vermittelt, wie ich sie in zehn Priesterjahren nicht sammeln konnte“.

Daß vier Jungen das Haus mit Leben erfüllten, ist wohl verständlich. Wenn sie einmal sehr ruhig waren, war die Mutter in Aufregung, denn dann hatten sie sicher wieder etwas angestellt. So kam sie

eines Tages dazu, als die Kinder „Fackelzug“ spielten und dabei einen ganz netten Stubenbrand anlegten, dem sogar die Gardinen zum Opfer fielen.

Einmal hatten sie sich zu Weihnachten ein Pferd gewünscht. Aber ein richtiges. Sie bekamen ein Schaukelpferd, und das war nicht nach ihrem Geschmack. Am ersten Weihnachtsfeiertag sezierte August das Pferd. Er wollte wissen, was drin war. Als er nur Sägespäne fand, war es aus mit der Freude und die Enttäuschung groß. Sie bekamen aber statt des Pferdes dann einen Ziegenbock und mit dem kutschierten sie oft und gern. Sie haben, wie alle Kinder, auch ihren besonderen Schutzengel gehabt, denn sonst wäre sicher einmal etwas passiert.

Das Raufen und Prügeln mit den Brüdern war an der Tagesordnung. Die Mutter aber hatte gerade August gegenüber eine feine Methode, ihm das abzugewöhnen. Eines Tages, als er wieder einmal im Kampf mit seinem Bruder war, kam sie dazu und sagte ironisch: „Fein, August, sehr schön. Du willst Priester werden, ein Mann der Kirche, und schlägst dich so mit deinem Bruder“. Da schämte er sich und hörte plötzlich auf. Und als er wieder einmal bei einer Rauferei war, erinnerte er sich der Worte der Mutter, ließ den Bruder stehen und ging weg.

In der Schule ging es ihm recht und schlecht. Sein Leben lang vertrat er den Standpunkt: Die Pauker verstanden nicht, mir etwas beizubringen. Einmal sollte er bei einer Versetzung in die Klasse eines Lehrers kommen, der wegen seiner Grobheit sehr berüchtigt war. Zu Hause neckten ihn die Brüder: „Warte man, bis du zum Lehrer Hoffmann kommst, da wirst du etwas erleben“. Seine Angst war so groß, daß er betete: Lieber Gott, laß doch den Lehrer Hoffmann sterben. Und der Lehrer starb tatsächlich, ehe August in seine Klasse kam. Er hatte dann Gewissensbisse, daß er den Lehrer totgebetet hätte, und es dauerte längere Zeit, ehe er sich darüber beruhigt hatte.

Von einem Lehrer schwärmte er noch in späteren Jahren. Der war anders als die Anderen. Wenn er in die Klasse kam, begrüßte er sie mit einem „Guten Morgen, Jungens“. Das war zu damaliger Zeit etwas Neues. Bei diesem Lehrer wagte es ein Schüler einmal, Karl May unter der Bank zu lesen und wurde dabei erwischt. Alle zitterten, was nun wohl kommen würde. Und der Lehrer? Er nahm das Buch, sah es sich an und sagte: „Karl May, fein! Habe ich früher auch gelesen. Aber weißt du, jetzt packe es mal weg, das kannst du zu Hause lesen“. Dieses Ereignis ist ihm bis in seine letzten Jahre nachgegangen. Freunde hatte er unter den Schulkameraden keine. Er hielt sich immer abseits und grübelte sehr viel. Geographie war sein Lieblingsfach. Er erzählte, daß er einmal abends den Atlas mit ins Bett nahm und dann auf der ganzen Erde herumreiste. Mit einem Mal hörte er die Hausmädchen von oben kommen, es war 5 Uhr früh. Da löschte er schnell das Licht und versuchte, noch etwas zu schlafen.

Vielleicht wurde er durch seine Verschlossenheit von den Lehrern auch etwas ungerechter behandelt. So sollte er einmal nach der Zeichenstunde die Eimer hinaustragen, in denen die Tuschfarben abgewaschen wurden. Einmal tat er es. Dann fragte er zu Hause: „Papa, muß ich das machen, immer die Schmutzeimer hinaustragen?“ Der Vater sagte: „Nein, dazu ist der Pedell da.“ Das nächste Mal, als es hieß: „Froehlich, die Eimer hinaustragen“, sagte er: „Das brauche ich nicht zu tun“. Da half auch kein Androhen einer Strafe, er setzte sein Recht durch. Und so war es immer in seinem Leben. Wenn er einmal erkannt hatte, was Recht war, dann ließ er sich durch nichts mehr davon abbringen.

Er war zu klug um nicht zu merken, daß er nicht die Sympathie seiner Lehrer besaß. Aber er wollte noch einen Beweis dafür haben. Er hatte einen Stundenlehrer gehabt, der inzwischen Theologiestu-

dent geworden war, und das Abitur mit Erlaß des Mündlichen bestanden hatte. Diesem schickte er eines Tages das Thema eines Aufsatzes mit der Bitte, ihm diesen Aufsatz zu machen. Als er ihn zurückerhielt, schrieb August ihn wörtlich ab und reichte ihn ein. Er bekam ihn zurück mit der Bemerkung: Gedanken und Inhalt sind gut, doch muß sich der Schreiber viel zu sehr anstrengen, seine Gedanken in klare Form zu fassen. Mit Rücksicht auf den angewandten Fleiß: genügend. Mit diesem Aufsatz ging er zu seinem Vater und sagte ihm: „Papa, nun siehst du selbst, daß ich hier nicht weiterkomme. Die Lehrer zensieren nur den Namen. Wenn es heißt „Froehlich“, dann ist die Arbeit schon schlecht. Wozu macht der Lehrer noch die lange Bemerkung, es genügte auch, wenn er einfach zensierte. Ich möchte von hier weg, auf eine andere Schule“.

Diesem Wunsch wurde entsprochen und er kam nach Breslau in eine Privatschule. Es war die sogenannte „Presse“, in der Lehrer und Schüler sich trafen, die an anderen Schulen nichts getaugt hatten. Dementsprechend waren auch die Kameraden. Aber auch dort ließ er sich mit keinem ein und arbeitet so, wie es von ihm verlangt wurde. Er bekam in den zwei Jahren, die er dort zubrachte, nicht eine Strafe. Das Arbeitspensum war genau eingeteilt. Von 8-2 Uhr Unterricht, danach Freizeit bis 4 Uhr, von 4-6 Uhr Studium, anschließend Schularbeiten. Und dann abends wohl noch eine Stunde Unterricht. Es war jedenfalls eine harte Zeit, die er aber durchhielt. Nach zweijähriger Arbeit in Breslau kam er auf das Gymnasium nach Liegnitz, um dort sein Abitur zu machen. Auch dort lebte er still für sich. Seine einzige Erholung war ein Gang um die Stadt. Er meinte später immer, der Weg müßte von ihm noch ausgetreten sein, und sonst war sein Weg nur zur Kirche und in die Schule. Kameraden wollten ihn manchmal mit auf den Bummel nehmen, er lehnte es ab; aber eines Tages machte er doch den Versuch. Man machte ihn mit einer vielleicht sechzehnjährigen „Dame“ bekannt, die er nett unterhalten sollte. Auf dem Heimweg sagte ihm der Schulkamerad, er müßte aber „gnädiges Fräulein“ sagen, sonst würde er auffallen. Das war ihm zu dumm, und er ließ sich nie wieder mitnehmen.

Stattdessen arbeitete er, daß ihm der Kopf rauchte. Er hatte ein Gelübde gemacht, jeden Tag drei Seiten Griechisch zu übersetzen, jeden Satz dreimal, und zum Schluß das Ganze noch einmal. Er hielt auch durch, wenn es ihm auch manchmal vorkommen wollte, als hätte er sich zu viel vorgenommen. Außerdem merkte er, daß er in Französisch ziemlich schwach war. Da machte er einen Versuch, sich selbst zu helfen. Er inserierte: Wer erteilt Primaner französische Konversation? Es meldete sich eine junge Dame, wohl eine Erzieherin. Er machte ihr einen Besuch und sprach mit ihr darüber, wie er sich die Sache gedacht hätte. Er wollte sich ein Stück ansehen und ihr dann frei erzählen, und sie müßte ihn dann verbessern. Sie war damit einverstanden. Als er sich, gut vorbereitet, in der ersten Stunde bei ihr meldete und seinen Vortrag anfang, unterbrach sie ihn bald und sagte: „Mein Herr, sie sprechen französisch wie eine spanische Kuh!“ Da war er still und ließ sich nun von ihr sagen, wie sie sich die Sache gedacht hätte. Sie meinte, vor allen Dingen sei die Lektüre zu schwer und gab ihm etwas anderes. Leichte Geschichten, Märchen etc. Die sollte er nun durchlesen und frei wiedergeben. Auf dieser Basis machte er gute Fortschritte und hatte nach einem halben Jahr erreicht, daß er der beste „Franzose“ in der Klasse war.

Eines Tages passierte es ihm, daß er dem Lehrer eine unwahre Antwort gab. Das ließ ihm keine Ruhe, und nach der Stunde stellte er die Angelegenheit richtig und entschuldigte sich bei ihm. Der Lehrer sah ihn groß an, das war ihm sicher noch nie passiert, daß eine Schüler, und dazu noch ein Primaner, ohne Aufforderung kam, eine Unwahrheit zugab und sich entschuldigte. Er sagte später, er wüßte nicht, ob er das jetzt noch fertigbringen würde.

Ehrlich arbeiten war überhaupt sein Stolz, und er ließ sich auch nicht zum Gegenteil verleiten, auch wenn es noch so verlockend war. Vor dem Abitur hatten die Primaner durch einen Mitschüler Gelegenheit, sich die Aufgaben, die bei der mündlichen und schriftlichen Prüfung gestellt wurden, zu beschaffen. Auch August Froehlich sollte Vorteil haben, aber er lehnte es ab. Von dieser Angelegenheit hatte die Dame erfahren, bei der Froehlich und ein Kandidat des Gymnasiums in Pension waren. Sie hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Kandidaten zu erzählen, wie ehrlich der Herr Froehlich sei. Der Kandidat meldete die Sache in der Schule, es gab einen tüchtigen Krach und die Examensfragen wurden abgeändert. Nun wurde der Mathematiklehrer auf ihn aufmerksam. Eines Tages war eine Formel zu erklären, und Froehlich meldete sich, diese zu entwickeln, da er, wie er später sagte, mal einen guten Tag hatte. Mit einiger Hilfe des Lehrers gelang es auch, die Aufgabe richtig zu lösen, und er sah, wie der Lehrer sich eine Notiz machte. Irgend eine Bedeutung legte er dieser aber nicht bei. Nun kam das gefürchtete Abitur. In den letzten Ferien hatte er sich von zu Hause einen Brautanzug seines Vaters mitgebracht, den er im Schrank zufällig entdeckt hatte, und der ihm für diesen Tag passend erschien. Als er nun in Mathematik geprüft wurde, siehe da! bekam er die Aufgabe, die er schon einmal in der Klasse gelöst hatte, und die der Lehrer sich notiert hatte. Die Prüfungskommission war zufrieden und wollte nun noch mehr wissen. Aber die Erleuchtung war zu Ende. Da kam ihm der Lehrer noch einmal zu Hilfe indem er sagte: „Ich glaube, mein Herren, der Kandidat ist verwirrt“. Die Kommission sah das ein und beendete die Prüfung. Er war gerettet, denn Mathematik war nie seine starke Seite. Und dann erwartete er mit Bangen das Endergebnis. Der Direktor kam. „Meine Herren, sie haben alle bestanden“, die Freude wollte ihn schon überkommen, „bis auf einen. Und daß gerade sie es sind, Froehlich, tut mir besonders leid“. Da war die Freude aus, und er ließ die Flügel hängen. Nun mußte er nach einem halben Jahr diese Stunden noch einmal durchmachen. Er bekam sofort Ferien und durfte nach Hause fahren. Aber zum Abitur im Oktober ließ er sich einen neuen Anzug bauen, denn der Brautrock seines Vaters hatte ihm doch kein Glück gebracht. Die Examensnöte hatten sich derart eingepreßt, daß er später noch oft davon träumte. Immer wieder kam es vor, daß er erzählte: Heute Nacht habe ich wieder Abitur gemacht.

Die Schule lag nun endgültig hinter ihm, und das Lernen fing in anderer Form wieder an. Er kam nach Breslau ins Konvikt. Das war zuerst eine große Enttäuschung. Als er das erste Mal die geheiligten Hallen betreten wollte, nahm ihn einer seiner neuen Kameraden, den er von Hause kannte, mit und sagte: „Ehe du ins Konvikt gehst, mußt du erst zum Vatikanschuster, deinen Bart abnehmen lassen“. Das war ein Schlag! Die schönste Zierde seiner Männlichkeit sollte er freiwillig opfern. Aber es blieb ihm ja nichts weiter übrig, Theologen gingen eben immer glattrasiert. Außerdem behagte ihm die Hausordnung nicht. Er hatte nicht die Absicht, ein Bummelleben zu führen, aber daß sie um 6 Uhr zu Hause sein mußten, auch an Sonntagen, das erschien ihm sehr hart. Gleich in der ersten Zeit machte er an einem Sonntag mit einigen der neuen Freunde einen Ausflug. Sie versäumten den Zug, und kamen auf die kühne Idee, ein Auto zu mieten. Es war die erste Autofahrt seines Lebens und er hatte damals sicher keine Ahnung, daß er selbst noch einmal recht viel Auto fahren würde. Aber trotz dieses schnellen Verkehrsmittels, das damals, 1912, noch ziemlich unentwickelt war, kamen sie zu spät. Der Cerberus an der Pforte lächelte nur etwas und hielt stillschweigend die Liste hin, in der sich die Zuspätkommenden einzutragen hatten. Als sie noch oben kamen hörten sie schon aus der Kapelle, `Tantum ergo`. Als er sich später beim Regens entschuldigte, sagte dieser nur: „Schon gut. Die nächsten drei Sonntage müssen sie dann zu Hause bleiben“.

Aber auch das ging vorüber, und er gewöhnte sich schließlich an das Leben. Es blieb ihm auch wenig Zeit über die Lage nachzudenken, denn er hatte reichlich zu arbeiten. Er mußte z.B. hebräisch

nachlernen. Also hieß es wieder, sich auf die Schulbank zu setzen und zu büffeln. Bei der Prüfung sagte der Professor:

„Sie haben bestanden, unter einer Bedingung“.

„ ?? „

„Versprechen sie mir, niemals das Examen zum Oberlehrer zu machen“.

„Ich verspreche es“

„Sie haben bestanden“.

Von Büchern, soweit er sie nicht zum Studium brauchte, hielt er nicht viel. Einem Freund, der sich einmal über seine kleine Bibliothek wunderte, sagte er: „Wer viel liest, macht sich zum Tummelplatz fremder Gedanken und beweist, daß er keine eigenen Gedanken hat“. Er selbst hatte viel Gedanken, die er sich notierte. Darunter fand man auch folgende Vorsätze:

- 1) Sprich nie von dir selbst. Wenn du Gutes von dir reden willst, um anderen dadurch irgendwie zu helfen, so erzähle es so, als sprächest du von irgend einem anderen. Wenn es anders gemacht wird, ist es immer selbstgefällig. Rede auch nie Schlechtes von dir. Entweder wird man es dir nicht glauben, oder, und zwar mit Recht, für selbstgefällige Demut (später nannte er es bucklige Demut) halten. Wer du wirklich bist, wird dein Gesicht, dein Mund und deine Hand nur zu bald offenbaren, so daß du niemandem zu helfen brauchst, dich zu erkennen.
- 2) Sei lieber fester undurchdringlicher Panzer, als schwer verwundender Pfeil. Beleidige nicht! Leide lieber, wenn du dadurch – das wird wohl immer sein – die Seele des Nächsten vor weiterem Sündenschmutz bewahren kannst. Beachte, daß du wohl sicher in Sünde fällst, wenn du zugefügtes Leid mit gleicher Münze vergiltst, angeblich um den Gegner mit Recht zu bestrafen, in Wirklichkeit aber, um dich selbstgefällig zu rächen.
- 3) Lobe immer, wenn du nicht schadest, tadle nimmer, wenn du nicht besserst. Wie oft tadle ich nur aus dummen Unwillen und doch soll ich es nur um zu bessern tun. Wie oft lobe ich aus Eigennutz, der elend selbstgefällig ist, und wobei das Lob dem anderen meist schadet.
- 4) Bessere du dich, Sorge nur für dich allein. Dadurch wirst der beste Lehrer du der anderen sein. Der Heiland sagte einmal einem Heiligen: Halte eine Glaskugel gegen die Sonne. Sofort wird sie nicht nur hell strahlen, eine kleine Sonne sein, nein, sie wird sich auch bald erwärmen. So sind auch die, welche die heiligmachende Gnade haben; hell leuchten sie auf, erwärmen die anderen und ziehen sie an sich.

An einer anderen Stelle sieht eine Notiz: *Morgen, den 23. März 1914. 3 Lektionen im Polnischen wiederholen und 3 neu lernen, die ich früher schon einmal gekonnt habe. Das auswendig gelernte im Thomas von Kempis wiederholen. Für keinen Fall unwillig werden, auch dem Hunde gegenüber nicht.*

Ob diese letzte Bemerkung allgemein gemeint war, oder das Experiment betraf, das er mit einem Hunde vorhatte, weiß man nicht. Er wollte einmal versuchen, ob nicht ein unvernünftiges Tier durch Liebe gewonnen werden konnte. Sie hatten einen böartigen Hund. Mit dem tat er immer schön, immer wenn er vorbeikam streichelte er ihn etwas, brachte ihm auch einmal einen Leckerbissen mit. Er erreichte dadurch, daß der Hund nach kurzer Zeit ihm gegenüber seine Bösartigkeit abgelegt hatte, und ihm schon immer schweifwedelnd entgegenkam. Daraufhin hatte er folgende Gedanken formuliert: *Steter Tropfen höhlt den Stein. Stete innige Liebe erwärmt auch das kälteste Herz, und wenn es ein Eiszapfen wäre.*

Auch noch andere Gedanken fand man notiert, die er später für die Poesiealben seiner Schülerinnen gebrauchte:

- Ein schlechter Photograph des Herzens ist der Mund. Was der Kopf denkt und das Herz fühlt, sagt der Mund oft noch lange nicht.
- Hier ein liebes Wort, da ein freundlicher Blick, dort eine Liebestat, vielleicht nur ein Händedruck. Ab und zu einen Ärger, eine Beleidigung, einfach hinuntergeschluckt: wenn du das täglich übst, wirst du den Menschen wie eine Sonne und Gott ein lieber Engel.
- Ein kleines, aber goldenes Herz in deiner Brust ist dem Heiland lieber, als ein goldener Kelch im schönen Tabernakel.
- Schöne Stunden sind wie die Sterne am Himmel, sie leuchten auch, wenn Kummer und Schmerz Blick und Herz verdunkeln.

Daß er auch in der Selbsterkenntnis weiterkommen wollte, zeigen diese Zeilen:
Fehler von mir:

- Wie dumm aufbrausend bin ich, vom Unwillen bis zum Zorn.
- Wie bin ich eitel selbstgefällig, so fein versteckt, so daß ich fürchte, bald ganz grob zu fallen!
- Wie nachlässig im Gebet, in Andacht und Betrachtung bin ich oft, ich ein Theologe!
- Wie gehe ich so nachlässig um mit der kostbaren Zeit.

An einer anderen Stelle steht ein Gebet:

Mein lieber guter Gott! Ich glaube an dich, ich hoffe auf dich, ich liebe dich. Du aber weißt, wie oft ich ungläubig, hoffnungslos und lieblos bin. Mein Heiland, hilf mir! Ich habe sehr viele Fehler, viele kenne ich davon. Zahlreich sind meine Vorsätze und so schwach ist mein Wille, sie zu befolgen. Mein Herr und mein Gott! Ich bete darum, ich flehe zu dir und klopfe bei dir an, so leise und mild, so heftig und stark, hilf mir!

Als er seinem Beichtvater einmal seine Sorgen über sein geistiges Leben klarlegte, fragte dieser ihn nur: „Wollen sie folgen?“ Er sagte nur „Ja“, und da wird wohl der Geistliche gewußt haben, was er von ihm zu halten hatte.

Aber nicht nur die Fehler und Schwächen machten ihm Sorgen, da war auch das Singen. Auf dem Zeugnis stand: Gesang wegen mangelnder Veranlagung dispensiert. Er war wirklich alles andere als ein Caruso. Musik war für ihn immer nur ein angenehmes Geräusch. Es war ganz gleich, was er hörte, ob zu Hause die Schwester Klavierübungen spielte oder der Bruder Opernpartien sang. Nur für ein Instrument war er begeistert - für den Leierkasten. Es durfte niemals ein Drehorgelspieler vorbeikommen, der nicht eine Spende bekam. Als er das erste Mal im Konvikt die anderen Choral singen hörte, wollte er abspringen, denn er sagte sich: Wenn du nicht singen kannst, wirst du niemals Priester werden können. Er hat sicher Zeit seines Lebens Hemmungen gehabt, wenn er ein Hochamt singen sollte. Und doch hat er später in der Diaspora sonntäglich immer gleich zwei halten müssen, und niemals hat er geklagt, daß es ihm zu schwer geworden wäre.

Das eigentliche Studentenleben aber fand er schön. Das war doch etwas, wenn man nur mit einem Kollegheft in der Tasche und mit dem Spazierstock zur Vorlesung ging, bzw. nicht ging. Das erste Mal, als ihn einer seiner Freunde mit in den Ratskeller nehmen wollte, fragte er ganz erstaunt: „Ja, geht denn das?“ Ja, es ging. Aber trotzdem hat er pflichtbewußt selten eine Vorlesung versäumt. Sein späterer Beruf, anderen Gutes zu tun, machte sich auch da bemerkbar. Er erzählte, daß bei einigen

Vorlesungen auch öfter eine sehr häßliche Studentin war, die von allen etwas zurückgesetzt wurde. Darum bemühte er sich um sie, hielt ihr den Mantel und unterhielt sich mit ihr. Er meinte, das arme Mädchen freut sich sicher, wenn mal ein junger Mann nett und aufmerksam zu ihr ist.

Diese Studentenherrlichkeit dauerte bis zum 6. Semester. Da brach der Weltkrieg aus, und am Heiligabend 1914 bekam er seine Einberufung. Das hatte er sich nie im Leben träumen lassen, daß er einmal Soldat spielen müßte. Er wurde nach Berlin zum Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment Nr. 1 eingezogen. Zu Hause verabredete man, der Mutter wenigstens am Heiligen Abend noch nichts zu sagen, aber danach mußte sie es doch erfahren.

Die Ausbildung in Berlin war für ihn schwer. Der Kasernenhofton war ihm ungewohnt, und als „Einjähriger“ wurde er besonders herangenommen. Oft marschierte er mit seinem Regiment durch Gegenden, in denen er später als Kaplan wirkte. Seine Niedergeschlagenheit über das Soldatenleben prägte sich derart in seinen Gesichtszügen aus, daß ihn eines Tages der Bataillonskommandeur fragte: „Haben sie Selbstmordgedanken?“ Als Antwort kam prompt: „Nein, Herr Oberst!“ Ob dem Oberst wohl der Gedanke gekommen war, daß ein Theologe als Soldat unglücklich sein konnte?

Aber auch diese Zeit in Berlin ging vorüber und im Juni 1915 kam er nach Rußland. Am 3. Juli wurde er verwundet. Es war ihm, als wenn ihn jemand mit der Faust auf die Oberlippe geschlagen hätte, sonst merkte er nur noch, daß er sehr stark blutete. Da kamen auch schon die Russen: gefangen. Er mußte mit, ein Russe ging mit aufgeflepptem Bajonett neben ihm her. Nun merkte er auch, daß er wohl einen Kopfschuß hatte, er taumelte und brach zusammen. Dem Russen dauerte es zu lange, bis er sich wieder erhob, kurz entschlossen stieß er mit dem Bajonett zu, einen Stich in die Bauchseite, zwei in den Hals. So ließ er ihn liegen. Froehlich wußte genau, daß es gegen 10 Uhr früh war, als er verwundet wurde. Als er wieder zu sich kam, war es Dämmerung, also sicher wieder 10 Uhr, aber abends. Er merkte, daß er in einer großen Blutlache lag und versuchte nun, aufzustehen und weiterzukommen. Die Wunde in der Bauchseite schmerzte, daß er glaubte, die Eingeweide würden heraustreten. Als er Stimmen hörte, verkroch er sich im wieder Gebüsch. Schließlich wurde er am anderen Morgen von einem deutschen Sanitäter gefunden und ins Lazarett gebracht. Nun wurde erst einmal die Verwundung festgestellt. Es war ein Gesichtsschuß durch beide Jochbeine. Der Schuß war so ungefährlich, daß der Arzt fragte: „Junge, hast du das Lineal hingehalten?“ Die Bajonettstiche im Hals waren durch das Schlüsselbein von der Schlagader abgehalten worden. Er kam aber doch in die Heimat, und zwar bis nach Glogau. Von dort aus schrieb er nach Hause: „Ich bin verwundet, habe einen Kopfschuß, es geht mir aber ganz gut, und in einigen Wochen werde ich wieder gesund sein“. Zu Hause war alles in Aufregung. Der Vater sagte: „Kopfschuß? Und besser werden? Das gibt es doch gar nicht. Entweder ist der Schuß in die Stirn gegangen, dann ist nichts mehr zu machen, oder seitlich in die Schläfe, dann ist er tot. Also ist er sicher verrückt, wenn er so etwas schreibt“. Der Filius hatte sich aber nur falsch ausgedrückt, es mußte ja Gesichtsschuß heißen. Der Vater machte sich auf den Weg, seinen Sohn zu besuchen und fand ihn tatsächlich auf dem Wege der Besserung. Allerdings konnte er noch nicht sprechen und mußte nur flüssig ernährt werden. Der Vater kam zurück und erzählte, daß es dem August wirklich schon besser ginge. Aber das wollte die Mutter nicht glauben. „Du willst mir nur nicht die Wahrheit sagen, ich fahre auch hin“. Und so erhielt er nach kurzer Zeit auch noch den Besuch seiner Mutter, die sich von der Wahrheit der Berichte überzeugen wollte. Nach sechs Wochen war er wieder hergestellt, bekam Heimaturlaub, und dann ging es zum Westen.

Auch dort war der Herrgott mit seiner Hilfe oft fühlbar bei ihm, denn er sollte ja noch viel für ihn arbeiten. Die großen Kämpfe an der Somme machte er mit. Der Stellungskrieg war zermürend.

Schützengräben gab es nicht mehr. Man lag in Granatlöchern und hatte sich dort eingerichtet, so gut es eben ging. Die Löcher hatten meist die Form eines Winkels, so daß man nur die Beine des Partners sehen konnte. So mußten sie drei Tage aushalten, bis die Ablösung kam. Einmal, als die Ablösung länger ausblieb, kam ihm der Gedanke, schon allein ins Quartier zu gehen und nicht erst den Befehl dazu abzuwarten. Er war sich allerdings darüber klar, daß er das nicht tun durfte, daß es ja einer Fahnenflucht gleich kam, und betete deshalb immer: „*Lieber Gott, dein Wille geschehe, aber laß mich deinen Willen auch erkennen*“. Da war es ihm, als wenn jemand sagte: *‘Schlimmeres wirst du in diesem Krieg nicht mehr mitmachen’*. Bald darauf hieß es: „Froehlich, zum Kompaniechef“. Er wurde abkommandiert, die Quartiere in den rückwärtigen Stellungen vorzubereiten. Wie gut war es gewesen, daß er nicht schon vorher das Weite gesucht hatte.

Einmal lagen sie in einem Unterstand, d.h. Froehlich hatte drinnen keinen Platz mehr und lag im Eingang. Da kam ein Kamerad, er hieß Schmalstich, und sagte: „Na, August, nun geh´ du mal ein bisschen rein ins Warme“. Er dankte ihm und ging in den Unterstand hinein. Im nächsten Augenblick pfiiff es und der Kamerad, der eben seinen Platz eingenommen hatte, war tödlich getroffen. Wenn später einmal im Radio etwas von Schmalstich gespielt wurde, sagte er immer: „Ein Schmalstich ist mal für mich gestorben“.

An ein Ereignis hat er sein Leben lang mit Bedauern zurückgedacht: Es war auf einem Vormarsch in Frankreich. Die Kompanie kam an einer zerschossenen Kirche vorbei, wo inmitten der Trümmer eine unversehrte Madonnenstatue stand. Ein Mutwilliger hatte dieser Figur einen französischen Stahlhelm aufgesetzt. Als sie daran vorbeikamen, dachte er: Jetzt muß du hingehen, der Figur den Stahlhelm abnehmen und ihr deine Verehrung bezeigen. Der Hauptmann würde rufen: *Leutnant Froehlich, was machen sie da?* Er würde ihm antworten: *Herr Hauptmann von Bismarck, einer ihrer Ahnen hat gesagt, wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt. Ich habe eben seiner Mutter meine Verehrung gezeigt.* Der Hauptmann würde ihn groß ansehen, und alles würde weitergehen. In Sekundenschnelle überlegte er dies alles – und unterließ es doch, der Madonna den Stahlhelm abzunehmen. „In dem Augenblick habe ich mir sicher den Pour le merite verscherzt“, sagte er dann immer traurig.

Seine erste Predigt, oder besser gesagt, religiöse Ansprache, hielt er an einem Weihnachtsfest im Felde als Unteroffizier. Ein Feldwebel war gekommen und hatte ihm gesagt: „Sie sind doch angehender Pfarrer, da halten sie uns mal eine Rede zum Fest“. 10 Minuten bekam er Zeit zum Überlegen, und dann mußte er reden. Niemals wieder hatte er solch ein Auditorium. Die Kameraden waren schon in ziemlicher Feststimmung, ein Teil nicht mehr ganz nüchtern. Trotzdem wollten sie ihn hören und er versuchte, ihnen in kurzen Worten ein wenig die große Bedeutung des Festgeheimnisses klarzumachen.

Als katholischer Theologe war er in dem stockprotestantischen Alexander-Regiment nicht gern gesehen. Sein Oberst ließ ihn einmal kommen und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Sie sind Theologe?“

„Jawohl, Herr Oberst“.

„Sie wollen Offizier werden?“

„Jawohl, Herr Oberst“.

„Ja, können sie denn das mit der militia Jesu Christi vereinbaren?“

„Herr Oberst, jeder Mann soll seine Pflicht tun, auch der Theologe“.

Diese Antwort schien dem Gewaltigen zu gefallen. Er fragte noch, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, schneller durch irgendwelche Notexamina Priester zu werden. Als er hörte, daß dies nicht möglich wäre, kommandierte er ihn schließlich zum Offiziersaspirantenkursus nach Paderborn. In Paderborn gab es schweren Dienst und schlechte Verpflegung. Ein Kommißbrot bekamen sie für drei Tage. Daß die jungen Soldaten sich das nicht für drei Tage einteilen konnten, war verständlich. Sie setzten sich oft früh an den Tisch mit ihren Trinkbechern, es gab schwarzen Kaffee, und hatten nichts dazu zu essen. Dann exerzierten sie fünf Stunden lang, ehe sie die nächste Mahlzeit bekamen. Aber auch diese Zeit ging vorbei und im März oder April 1918 wurde er Leutnant.

Dann erlitt er noch einmal eine Verwundung. Bei einem Fliegerkampf, den er als gewissenhafter Theologe beobachtete, wie es vorgeschrieben war, wurde er leicht am Arm verwundet. Ein Durchschuß durch den linken Unterarm und ein Prellschuß auf beide Oberschenkel. Als er sich verbinden ließ, sagte sein Hauptmann: „Na, Froehlich, heute machen sie ihrem Namen aber Ehre“. „Jawohl, Herr Hauptmann, Heimatschuß!“

Er war im Lazarettzug ungefähr 10 Tage unterwegs, und als er bis Schlesien gekommen war, ließ er sich eine Überweisung nach Königshütte geben, um dort ausgeheilt zu werden. Als er sich am Tage nach der Ankunft beim Arzt meldete, sah ihn der verwundert an. Die Schußwunden waren ziemlich verheilt. Der Arzt war etwas ungehalten, daß man einen Soldaten mit einer so leichten Verwundung so weit transportiert hatte, aber plötzlich klappte dieser Soldat zusammen, ohnmächtig. Es stellte sich heraus, daß er sich die berüchtigte Heeresgrippe mitgebracht hatte, und nun mußte er Wochen fest liegen, ehe er wieder genesen war. Und nach wieder einigen Urlaubswochen ging es an die Front zurück.

Die Lage wurde draußen immer schwieriger. Engländer und Amerikaner standen jetzt den Deutschen gegenüber. Einmal hatten sie Gefangene eingebracht, unter denen ein noch ganz junger Soldat war. Dem hatte man sicher große Angst vor den „Boches“ beigebracht, und er zitterte an allen Gliedern. Leutnant Froehlich war sehr nett zu ihm; da er sich nicht verständigen konnte, streichelte er ihm die Wangen und bot ihm eine Zigarette an. Er hatte dann die Freude zu sehen, wie der junge Engländer mutiger und ruhiger wurde.

Auch mit der französischen Bevölkerung kam er gut aus. Er versuchte immer, seine Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Ein vielleicht 10jähriger Junge war öfter zum Regiment gekommen, um Brot zu betteln. Froehlich hatte sich mit ihm unterhalten und ihm auch zu essen gegeben. Als er eines Tages abgeschickt wurde, Zivilpersonen zu suchen, die Wäsche waschen sollten, kam er auch an die Behausung der Eltern des kleinen Franzosen. Der Junge tuschelte etwas mit den Alten, und dann kamen diese und brachten ihm alles, was sie ihm geben konnten. Etwas Schmalz, ein Ei, sogar einen Bleistift schenkte der alte Herr dem deutschen Offizier. Er empfand es rührend, wie die Franzosen dem feindlichen Soldaten so ihre Dankbarkeit bezeigten.

Unter den deutschen Soldaten machten sich mit der Zeit auch die kommunistischen Strömungen bemerkbar. Früher, wenn es hieß: „Freiwillige vor zur Patrouille“, sprangen sie alle. 1917 war der Eifer schon nicht mehr so groß. Froehlich fiel damals auf, weil er sich immer meldete, oft schon als einziger. Aber 1918 wurde es noch schlimmer. Als er eines Tages den Befehl bekam, mit seinen Leuten einen feindlichen Graben zu nehmen, mußte der Herr Leutnant vorgehen, da sich kein Freiwilliger meldete. Er hatte aber wenigstens erreicht, daß einige mitkamen, ihm die Handgranaten zuzureichen. Ein Weilchen ging alles gut. Erst eine Handgranate geworfen, dann den Graben ein Stück weitergegangen. An der Ecke merkte er mit einem Mal, daß der Feind ganz in der Nähe war. Er

faßte nach der nächsten Handgranate und griff ins Leere. Seine Soldaten hatten es vorgezogen, nicht weiter mitzugehen. So war die Truppe schon demoralisiert, daß sie es fertig brachte, sich einfach zu drücken.

So kam der 6. Oktober 1918, der für ihn das Ende des Kampfes bringen sollte. Er war mit seiner Gruppe in einem Hohlweg postiert und wartete auf die Ablösung. Die kam nicht, stattdessen kamen die Engländer mit Tanks, und es kostete diese bei ihrer Übermacht keine Mühe, die kleine Gruppe deutscher Soldaten gefangen zu nehmen. Das war einen Monat vor dem Waffenstillstand. Unter feindlicher Bedeckung kamen sie zu einem Sammellager. Hier sahen die Deutschen, wie gut die Engländer und Amerikaner ausgerüstet waren. Sie hatten große Zelte aufgeschlagen, in denen sie nächtigten. Die Geschütze waren neu und schön, und überall war genügend Munition gelagert. Und die armen Deutschen mußten sich erst dreimal überlegen, ob es wirklich lohnend war, einen Schuß abzugeben. So knapp war bei ihnen die Munition. Eine große Freude hatten die Gefangenen aber als sie sahen, wie eines der schönen Geschütze durch eine deutsche Granate unbrauchbar geschossen wurde.

Er kam in das Gefangenenlager Lufthouse-Park bei Hull. In diesem Lager waren 1.000 Offiziere untergebracht, je 500 in einem Nord- und Südlager. Im ersten halben Jahr mußten sie hungern, aber so sehr, daß sie von ihren Pritschen nicht aufstanden, weil jede Bewegung das Hungergefühl verstärkte. Erin Hauptmann, der schon länger im Lager war, versuchte die Neuangekommenen zu trösten. Er sagte: „Kameraden, solange es uns noch schlechter gehen kann, geht es uns noch gut“. Damals nahm er sich vor, niemals über das Essen zu klagen und immer zufrieden zu sein, auch wenn er nur Wasser und Brot hätte. Erst im Laufe der Zeit wurde es besser. Sie durften sich dann von Hause durch das Rote Kreuz Pakete schicken lassen. Da ließ er sich zuerst einmal Brot schicken, in Scheiben geschnitten und geröstet. Dann kamen auch andere Liebesgaben. Er erinnerte sich gern eines Kameraden, der einmal zugegen war, als er seine Herrlichkeiten auspackte. Darunter befanden sich auch einige Büchsen Fleisch, von denen er eine dem Kameraden schenkte. Der sah ihn ganz ungläubig an: „Mir, eine ganze Büchse Fleisch??“ Wie froh hatte er damals diesen Menschen gemacht.

Ehe es aber soweit war, Pakete aus der Heimat zu empfangen, tat der Hunger doch sehr weh. Eines Tages hatte er innerhalb des Lagers am Zaun einige Kisten entdeckt, die Keks und Konserven enthielten. Jetzt meldete sich sein Gewissen. Darf ich stehlen? Aber als Theologe überlegte er: Es ist Krieg. Ich bin Deutscher und habe die Pflicht, mich meinem Vaterland zu erhalten und den Feind zu schädigen, wo ich kann. Also kann ich auch von den Lebensmitteln nehmen, um uns zu helfen. Er versuchte nun, zusammen mit einem Kameraden die Kisten weiter zu öffnen, und sagten dann den Mannschaften im Nachbarlager, sie sollten einzeln an den Zaun kommen, damit sie ihnen etwas hinüberreichen könnten. Das war leichter gesagt als getan. Es entstand bald ein großes Gedränge und Gerufe: „Herr Leutnant, mir auch eine, mir auch eine Büchse“. Daß die Wache dann aufmerksam wurde und die übrigen Kisten wegschaffte, hatten sich die braven Deutschen selbst zuzuschreiben. Aber die angefangene Kiste ließ ihnen der Posten liegen.

Im Lager waren außer ihm noch fünf andere Theologen, er mit seinen sechs Semestern war allerdings der älteste. Von Jesuiten wurde ihnen ab und zu Gottesdienst gehalten, und die Theologen hatten nun die große Freude, daß sie zu den Sakramenten gehen konnten. Allerdings erregte das auch das Erstaunen eines anderen Kameraden, der zu Froehlich sagte: „Wie können sie, als deutscher Offizier, zu einem Engländer zur Beichte gehen, und dazu noch zu einem Jesuiten?“ Er antwortete ihm nur:

„Ich würde auch zu einem Zuluskaffer zur Beichte gehen, wenn er gültig geweihter Priester wäre, aber das können sie nicht verstehen“. Zu Weihnachten hatte der Pater vergessen, das violette mit dem weißen Meßgewand zu tauschen, war nun in großer Verlegenheit und fragte ihn, was er tun sollte. Frohlich meinte, er könne ruhig auch in einem violetten Meßgewand eine Weihnachtsmesse lesen, das würde die hl. Messe ja nicht ungültig machen. Keiner der Theologen merkte, daß etwas nicht stimmte. Nur ein Offizier kam nach dem Gottesdienst und sagte: „Sagen sie mal, Herr Kamerad, war das denn heute richtig mit dem Meßgewand?“ Er war sehr erstaunt, das ein Laie, und dazu noch ein aktiver Kavallerieoffizier, das gemerkt hatte.

Bei einer Weihnachtsfeier, die gehalten wurde, mußte er auch eine kleine Predigt halten. Die Aufzeichnungen darüber hat er immer aufbewahrt. Sie waren ihm eine Erinnerung an diese traurige Zeit. Er führte aus:

Kameraden, unsere Weihnachtsfeier hier in dieser Bretterbude, fern von unseren teuren Lieben, mit einem Mangel an so vieler Bequemlichkeit, und gar noch die Weihnachtsfeier unserer Kameraden im Unterstand vorn im Graben, die ebenso fern von allen Lieben sind, den gleichen Mangel an allem haben und sich noch den Franzmann vom Halse halten müssen, der ihnen nicht eine `Stille Nacht, eine heilige Nacht` gönnen will, gleicht diese heutige Weihnachtsfeier nicht in vieler Hinsicht jener feierlichen Nacht im Stalle zu Bethlehem vor 2000 Jahren? Damals lag das Jesuskind, der Gott der Welt, fern von allem, was der gewöhnlichste Tagelöhner in der überfüllten Herberge hatte, in Windeln gehüllt in einer Krippe. Und doch sahen die gläubigen Hirten nichts von dem Leid und der Entbehrung des Jesuskindes, sie hörten nur die frohe Botschaft, die ihnen heute beschieden war. Himmel und Erde sangen damals ihr `Gloria in excelsis Deo`. Wir nun in der heutigen Stunde, sollen wir gar keinen Grund zur Freude in diesen bitteren Kriegstagen haben? Soll kein Gloria! heut ertönen? Die damalige Welt, die in den Herbergen Jerusalems dicht gedrängt zusammen gekommen war, sie war ungläubig und stumm, ganz anders als die gläubigen Hirten und die Engelschar. So wird auch heute noch, wer gläubig an jene Botschaft denkt, sein `Gloria in excelsis Deo` wie damals singen, nicht nur an das Leid der heutigen Tage denken. Der Christ ist eben ein ganz besonderer Mensch. Der Glaube ist ihm ein Zauberstab, der ihm Freud und Leid zu gleichen Dingen macht, zu Gaben aus Gottes mildreicher Vaterhand. Freud und Leid gehören ihm zusammen wie Wurzel und Blüte der Blumen. Das Leid gräbt er in die Brust, die Freude läßt er aus den Augen zur Freude seiner Mitmenschen schauen. Kameraden, auch das Leid unserer Tage hat viel verzweigte Wurzeln, die aber nur das Herz der Ungläubigen zusammenziehen und ihn zusammenbrechen lassen. Wir, die wir auch heut an jene Botschaft glauben, wir betten das Leid tief in unsere Brust und erfreuen uns an Knospen, Blüten und Früchten, die die Wurzel, das Kriegsleid unserer Tage, bringt. Ist der Friede da und kehren wir heim, so haben wir die erste Blüte, die erste Freude des Leides, das wir in unsere Brust gebettet haben. Wir werden die Tage des Friedens anders als früher empfinden, nicht mehr das Glück mit Füßen treten, wir haben uns auf uns selbst besonnen. Diese Selbstbesinnung sei die zweite Blüte unserer heutigen Kriegstage. Im Frieden soll wie heute alle – so wie alle heute die Farbe feldgrau ziert – die christliche Liebe umkleiden und zieren, das sei die dritte Blüte. Nach diesem Weltkrieg kommt dann die langersehnte Friedenszeit, die uns eine wahre Weltweihnacht sein soll. Die heutige Feier sei uns der Vigiltag dazu, der Tag der Vorbereitung.

In den beiden Offizierslagern hatte sich ein regelrechter Universitätsbetrieb herausgebildet. Ein Hauptmann, Universitätsprofessor der evangelischen Theologie in Tübingen, bildete den Vorsitz. Es konnten alle Sprachen getrieben werden, vom Englischen, das besonders aktuell war, bis zum

Arabischen und Hebräischen. Ein katholischer Theologe, Leutnant Graf, gab Latein und Griechisch. Der deutsche Geist ließ sich auch hinter Stacheldraht nicht gefangen halten.

Eines Tages kam ein Theologe der anderen Fakultät auf die Idee, eine Vortragsreihe zu halten über „Die Unterscheidungslehren der beiden Konfessionen“. Leutnant Froehlich ging zum Barackenältesten und fragte, ob diese Vorträge nicht abgesetzt werden könnten, sie würden doch das gute Einvernehmen aller stören. Aus welchem Grunde diese Vorträge aber doch gehalten wurden, ist nicht bekannt. Nun kamen die katholischen Theologen und auch noch andere Katholiken und sagten: „August, das darfst du nicht unbeantwortet lassen, du mußt Gegenvorträge halten“. Sie brachten ihm an Literatur, was sie nur hatten, damit er sich auf die Erwidierungen vorbereiten konnte. Das war für ihn, den Apologeten, eine dankbare Aufgabe. Erst hörten sie sich alle den ersten Vortrag an, dann stand Froehlich auf und sagte, er möchte an einem der nächsten Abende darauf antworten. Das war nun besonders spannend. Der evangelische Theologe hatte sich z.B. über die Reliquienverehrung lustig gemacht, daß man in das Grab irgend eines Heiligen ein Bettlaken! stecke, damit dieses die Gebeine berühre, und dann dasselbe als Reliquie verteile. Gerade auf diesen Punkt ging er besonders ein und brachte u.a. folgende Erwidierung: Auch die Protestanten haben eine Reliquienverehrung. Im Offizierskasino in Liegnitz z.B. befindet sich ein Stuhl, auf dem vor Jahren einmal der alte Kaiser Wilhelm gesessen hat. Niemand darf diesen Stuhl, auf dem der Kaiser, ein Hohenzollern, gesessen hat, benutzen. Wer es dennoch tut, muß 3 Mark Strafe zahlen. Was ist nun ehrwürdiger, die Gebeine eines Menschen, der nur für seinen Herrgott gearbeitet hat, und durch den das Tuch, das man damit berührt, geweiht wird, oder ein Stuhl, den ein Mensch, und sei es auch ein Kaiser, mit seinen Hosen berührt hat. So hatte er verschiedene Erwidierungen auf die einzelnen Angriffe, und durch seine Art und Weise hatte er immer die Lacher auf seiner Seite. An einem der nächsten Abende fragte ein Leutnant einen Kameraden, der den Schluß der Debatte mit angehört hatte: „Nun, wie ist die Sache mit den beiden Päpsten ausgegangen?“ „Der evangelische Papst hat Hut und Stock genommen und ist verschwunden“, war die Antwort.

Aber nicht nur wissenschaftlich betätigten sich die Offiziere, manchmal verübten sie auch allerlei Dummejungenstreiche. Eine besondere Vorliebe hatten sie dafür, den Engländer zu ärgern. Ein Abschnitt aus dem Buch „Die deutsche Insel“, das nach dem Kriege von den gefangenen Offizieren mit Beiträgen versehen worden war, als Beispiel:

„Am beliebtesten waren die ersten Nachtstunden für allerhand Ulk. Da ging man nach dem letzten Appell noch ein wenig spazieren und dachte an nichts Böses. Auf einmal bricht's in irgend einer Baracke los. Großkampf! Schlagartig einsetzendes Trommelfeuer: Es gab Virtuosen in der Kunst das Heulen der Granaten durch die Luft täuschend nachzuahmen, und die Einschläge wurden durch Knüppelhiebe auf den dumpf dröhnenden Barackenboden dargestellt. Maschinengewehre ratterten: Zigarrenkistchen wurden mit irgend einem Holz- oder Eisenstück in rasender Schnelligkeit behämmert. Und dann brechen die Stoßtrupps aus ihren Betten hervor, stürzen sich auf ihre Angriffsobjekte. Wildes Geschrei: Alarm, Alarm! Tommy kommt! Sanitäter! Hurra, hurra!“

Irgendwelche Nachteile erwachsen ihnen durch dieses Benehmen nicht. Nur meinte er immer: Wir wurden als vorletztes Lager aufgelöst, das war vielleicht die Strafe dafür.

Am 1. Januar 1920 kam er nach Hause. Der Gedanke an die Lieben daheim war ihm immer ein Lichtblick gewesen. Er meinte, wenn er nach so langer Zeit nach Hause käme, müßten sie ihn doch abholen. Vom Bahnhof aus rief er an und bat darum. Zu Hause war man darüber sehr erstaunt und mutmaßte, daß er sicher irgendein Leiden oder Gebrechen mitgebracht hätte. Aber davon war nichts

vorhanden. Die Freude war allseits groß. Vater und Bruder brachten ihn nach Hause. Als sie sich dem Haus näherten, sah er von Ferne, daß die Schwester ihm entgegensah und dann eilig verschwand. Er wunderte sich etwas, ahnte aber nichts Böses. Und nun kam der Empfang durch die Schwester. „Und wo ist die Mama?“, fragte er zuerst. Da wandten sich alle ab, erst begriff er nicht, dann wurde es ihm klar, daß sie tot war. Bereits ein halbes Jahr vorher war sie gestorben, und man hatte ihm und dem Bruder, der in französischer Gefangenschaft war, davon nichts mitgeteilt. Man dachte wohl, in so trauriger Umgebung hätten sie eine Trauernachricht noch viel schwerer getragen. Aber der Schlag war doch zu unerwartet gekommen. Sofort schnallte er wieder um, und der erste Weg in der Heimat war zum Friedhof, zum Grab der Mutter. Noch am gleichen Tag schrieb er dem Bruder, der noch nicht zurückgekehrt war. Er wollte ihm diese furchtbare Enttäuschung inmitten der Wiedersehensfreude ersparen.

Nun forderte das zivile Leben wieder sein Recht und an ihn trat die Frage heran, weiter Theologie zu studieren oder umzusatteln. So ganz klar war er sich wohl nicht, ob er nach 5 Jahren Krieg noch zum Priester geeignet sei. Als er eines Tages aus der Kirche kam, wo er wieder um Klarheit gebetet hatte, sah er etwas, was seine Bedenken mit einem Schlage zerstreute. Ein Betrunkener kam des Weges, rechts und links hatte sich je ein kleines Mädchen angehängt, und beide führten den Vater nach Hause. Da kam ihm der Gedanke: Lieber Gott, auch mit so einem Lumpen hast du Erbarmen, da wirst du auch mit mir Erbarmen haben und mir helfen, wenn ich glaube, ich kann es nicht schaffen.

Er belegte in Breslau also wieder seine Vorlesungen und zog im Oktober 1920 in das Alumnat zur Vorbereitung auf die hl. Weihen ein. Die Zeit im Alumnat hat er immer als die glücklichsten seines ganzen Lebens angesehen. Als „Budenkamel“ hatte er Gabor, der nur 2/3 seiner Körpergröße hatte. Es muß sicher originell ausgesehen haben, wenn diese beiden zusammen ausgingen, und da es Vorschrift war, nie allein auszugehen, kam das öfters vor. Sie vertrugen sich ausgezeichnet. Sie hatten ein Übereinkommen geschlossen. Gabor durfte ohne zu fragen an sein Brot gehen, er dagegen an dessen Zigarren. So kamen sie sehr gut aus.

Bei einer Unterhaltung schlug er einmal vor: Wir müßten uns doch öfter über den Herrgott unterhalten können, denn wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über, und wir sollten doch vom Herrgott erfüllt sein. Er würde sie an einigen Abenden auf seinem Zimmer darüber unterhalten. Wenn es langweilig sei, müßten sie es sagen und er würde damit aufhören. 10 Minuten wollte er über das Thema Gott und Kirche aus dem Stehgreif reden. Es kamen tatsächlich einige, die auch immer wieder kamen und sich nicht langweilten, bis er ihnen dann erklärte, nun wäre sein Vorrat an Stehgreifreden erschöpft. Meist brachte er Gedanken, die er im Felde oft gewälzt hatte. Immer brachte er etwas, wozu er eine Parallele aus der Gegenwart zog. Daß man seine Art gern hörte, zeigte sich dann bei einer lustigen Veranstaltung. Bei dieser bekam jeder Alumnus, es waren im ganzen 64, einen Spruch aus der Bibel, den man für ihn passend fand und ihn irgendwie anzapfte. Da Froehlich keine Passionen hatte, und er sich keiner Eigenart bewußt war, war er doch ein bischen gespannt, was man ihm sagen würde. Und was bekam er für einen Spruch? „Und er tat seinen Mund auf und redete in Gleichnissen“. Das war eine Anerkennung, die man gerade unter Theologen selten findet.

Ein sehr gefürchteter Spötter hatte ihn eines Tages, als sie im Garten spazieren gingen, gefragt: „Sag mal, August, was hältst du eigentlich so von mir?“ Er sah ihn an und sagte: „Sieh mal, lieber ..., du kommst mir vor wie diese Pfütze. Das Wasser ist klar, und der ganze Himmel spiegelt sich darin. Wirf aber mal einen Stein hinein. Was siehst du? Der ganze Schlamm und Schmutz wird aufgerührt, und

vom Himmel ist nichts mehr zu sehen. So ist es auch mit deiner Seele. Wenn einer einen Stein, irgendeine Bemerkung, dir zuwirft, rührt sich alles bei dir auf und äußert sich dann in Spöttelei“. Der Frager mußte zugeben, daß der Vergleich sehr treffend war.

Eine große Schwierigkeit machte ihm die Betrachtung. Er wußte immer nicht, wie er es richtig anfangen sollte. Bis ihm einer mal sagte: „Betrachten heißt doch nur, an Gott denken“. „Ja, dann habe ich ja immer betrachtet!“ Denn während des Krieges, beim Marschieren und sonst hatte er immer an den Herrgott gedacht. Also auch hier war keine Schwierigkeit, die nicht zu überwinden war.

Er versuchte auch, auf seine Kursusgenossen einzuwirken, ihr Benehmen zu verbessern. Sie hatten öfter bei einem Baumeister Vorlesung, der sehr langweilig war. August war einer der wenigen, der immer aufmerksam war. Die anderen trieben Allogria, beinahe wie Tertianer. Als das Benehmen immer weniger nett wurde, erzählte er ihnen eines Tages wieder eine Geschichte. „Stellt euch vor“, sagte er, „unser alter Baumeister kommt nach Hause, müde, abgespannt, vergrämt. Seine Kinder werden ihn fragen: Vater, warum bist du so mißgestimmt? Er wird ihnen antworten: Kinder, ich war wieder bei den Theologen, die die Jünger der Liebe sein wollen, und sie haben mich wieder so furchtbar geärgert“. Das wirkte. Ein Teil zog es nun doch vor, wenigstens äußerlich Interesse zu zeigen.

Als die Prüfungen kamen, stellte sich heraus, daß sogar im Alumnat nicht ehrlich gearbeitet wurde. Da erinnerte er sich seiner Primanerzeit. Er sagte seinen Studiengenossen: „Wenn ihr später mal auf die Kanzel geht, dann predigt nie über die Wahrhaftigkeit. Ihr könnt ja gar nicht sagen: Ihr sollt nicht lügen. Ihr müßtet ja weiter sagen: Durch die Lüge stehe ich hier. Beim Examen habe ich betrogen, damit ich mich nicht so anzustrengen brauchte“. Auch in diesem Punkt hatte er Erfolg. Über die Hälfte der Alumnen verpflichtete sich schriftlich, ehrlich zu arbeiten. Auch die anderen werden sicher durch diese Worte etwas aufgerüttelt worden sein.

In allen Fächern konnte er durch Fleiß etwas erreichen, nur nicht im Singen. Da war die ‚mangelnde Beanlagung‘ ein Hindernis. Er hatte im Anfang des Studiums ja allen Ernstes geglaubt, er könnte niemals Priester werden, als er die anderen Choral singen hörte. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, im Singen immer aufzufallen. Und nun kam die Prüfung. Der Professor sagte: „Singen sie ein ‚Ite missa est‘- welches sie wollen“. Das einzige, das er von den anderen unterscheiden konnte, war das von Ostern mit den zwei Alleluja. Er sang es und bekam zu hören: „Na ja, was sie so meinen, man könnte es beinahe ahnen“.

Am 19. Juni 1921 wurde dieser Kriegskursus geweiht. Vor der Weihe kam Kardinal Bertram ins Alumnat, und jeder der Alumnen mußte zu einem Colloquium zu ihm kommen. Als Froehlich zu ihm kam, sah der kleine Kardinal zu ihm auf und sagte: „Ich habe die Erfahrung gemacht, sie brauchen sich aber nichts darauf einzubilden, daß alle großen Menschen auch gutmütig sind“. Nach einigen weiteren Worten stellte er die Frage, ob und was er lesen würde. Er antwortete: „Ich habe drei Bücher, in denen ich lese: Das Leben, die Geschichte und die Natur“. „Nun, und die Heilige Schrift, das ist auch ein Buch, die wollen wir nicht vergessen“, war die Antwort. Es wird dem guten Alumnus sichtlich peinlich gewesen sein, diese Antwort zu hören.

Oberschlesien war besetzt. Es war keinem der dort beheimateten Alumnen möglich, Primiz zu Hause feiern zu können. Nur Froehlich hatte das Glück. Sein Bruder holte ihn ab. Mit Hilfe der Behörden in Königshütte hatte er eine Reiseerlaubnis für den Bruder bekommen. Im Auto ging es der Heimat zu. Unterwegs wurden sie öfter angehalten. Einmal legte ein Posten schon sein Gewehr auf den jungen

Priester an, weil er sicher dachte, er würde ohne Genehmigung reisen. Nur mit Mühe gelang es dem Bruder, Schlimmeres zu verhindern. Erst als ein Offizier der Besatzungstruppen mit ihnen fuhr, konnten sie sich in Ruhe der Freude hingeben.

Primiz feierte er in St. Barbara in Königshütte am 27. Juni. Von der Feier selbst erzählte er immer sehr wenig, die war sicher bei der Fülle des inneren Glücks ziemlich unbeachtet an ihm vorübergegangen. Aber mit Feuereifer stürzte er sich auf die Arbeit. Wenn ein Krankengang zu machen war, wenn Sonntags gepredigt werden sollte, wenn in Vereinen ein Vortrag zu halten war, bei der Familie Froehlich war die Filiale von St. Barbara, wie sie scherzhaft sagten, die immer einsprang. Das Telefon ging so oft, daß der Vater eines Tages sagte: „Müßt ihr denn meinen Jungen immer so einspannen?“ Aber da wurde ihm gesagt: „Lassen sie man, Herr Froehlich, der Alumnatslack klebt noch, wenn der abgesprungen ist, wird er schon ruhiger werden“. Damit mußte sich der Vater begnügen.

Der junge Priester und die alten Geistlichen kamen sehr gut aus. Nur mit den polnischen Herren hatte er einmal einen Zusammenstoß. Es war vorgekommen, daß die polnischen Geistlichen die Fahnen ihrer aufständischen Landsleute geweiht hatten. Froehlich stellte sie deswegen zur Rede und sagte, es würde sich mit der Liebe, die sie predigen und üben sollten, nicht vertragen, Unfrieden zu schüren. Als diese Unterhaltung keinen Erfolg hatte, sagte er dasselbe von der Kanzel. Daraufhin verboten ihm die Polen das Predigen. Dieses Vorkommnis hat seine Schwester später der Gestapo mitgeteilt, aber die hat sein Eintreten für das Deutschtum nicht beachtet.

Endlich erhielt er das Dekret, das ihn nach Berlin, an die St. Eduard-Kirche berief. Mit viel Freude und großem Arbeitseifer ging er dorthin. Als der Chef sich mit ihm über die Arbeitsgebiete einigen wollte, war er sehr angenehm überrascht, daß der neue Kaplan alle Arbeit für sich nehmen wollte. Unterricht, Vereine, Krankengänge, alles, was zu tun war, übernahm er. Er stand auf dem Standpunkt: Der Kaplan ist der Papierkorb des Pfarrers, alles was der Pfarrer nicht gerne tut, muß der Kaplan machen.

Unterricht war ihm die liebste Beschäftigung. Die Kinder freuten sich bald auch so sehr auf seine Stunden, daß einmal ein Kind, wie ihm ein Lehrer erzählte, als Aufsatzthema wählte: Eine Religionsstunde beim Kaplan. Die Stunden mußten den Kindern wohl so gut gefallen, daß sie einmal sogar baten, einen Schulausflug um einen Tag zu verschieben, weil sie an dem bestimmten Tage gerade Religionsstunde hätten. Es muß aber auch zu schön gewesen sein, wenn am Schluß der Stunde der Kaplan eine Geschichte oder einen Witz erzählte. Meist war es eine kleine witzige Geschichte, die er sich erdacht hatte und dann so erzählte, als wenn er die Sache selbst erlebt hätte. Die Kinder waren immer ganz gespannt und konnten dann oft nicht unterscheiden, was Dichtung und Wahrheit war. Und wenn ihnen wieder einmal etwas ganz unwahrscheinlich klang, dann sagten sie wohl: Herr Kaplan, heute haben sie aber mal wieder viel gedichtet.

Welche Eindrücke die Kinder durch die Geschichten mitnahmen, soll ein Vorfall aus der Dramburger Zeit beleuchten. Er war schon oft auf den Unterrichts- und Gottesdienstfahrten nach Polzin durch ein Dorf namens Bramstädt gekommen. Öfters kam es vor, daß gerade die Kühe herein getrieben wurden, und das Auto ganz langsam fahren mußte. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der Hütejunge, der vielleicht 17-18 Jahre alt war, den Pfarrer grüßte. Er hielt sofort und fragte: „Kennst du mich?“ „Ja, ich habe doch mal bei ihnen Religionsunterricht gehabt“. Das war ja ein nettes Zusammentreffen. Herr Pfarrer verabredete gleich, daß er beim nächsten Gottesdienst den Jungen im Auto mitnehmen und auch wieder zurückbringen wollte, damit er mal nach Jahren Gelegenheit

zum Gottesdienst hätte. Als nun an dem fraglichen Sonntag das Auto vor dem Hof hielt, stieg der Hütejunge stolz mit ein. Unterwegs fragte der Pfarrer: „Sag mal, wenn du bei mir Religionsunterricht gehabt hast, was weißt du denn noch davon?“ „Ach, Herr Kaplan, sie haben immer so feine Witze erzählt, den von den Flöhen weiß ich noch“. !! Alle mußten lachen, das war immerhin etwas, was sich Kaspar behalten hatte, denn eine Leuchte der Wissenschaft war er nicht.

Doch nun zurück zur ersten Kaplanstelle nach Neukölln. Es blieb in der Nachbarpfarrei nicht unbemerkt, daß der Kaplan Froehlich sehr eifrig war. Eines Tages ließ ihn der Erzpriester kommen und fragte ihn, ob er nicht zu ihm als Kaplan kommen wolle, er würde ihn anfordern. Aber Kaplan Froehlich lehnte es ab. Wenn er vielleicht gewußt hätte, wie viel Leid ihm in St. Eduard noch bevorstand, hätte er vielleicht zugesagt.

Das Verhältnis zum Pfarrer wurde schlechter. Wahrscheinlich durch Klatsch und Zuträgereien ließ sich der Pfarrer gegen seinen Kaplan einnehmen. Er bemängelte seine Predigten und verlangte, daß er sie schriftlich machen und ihm vorlegen sollte. „Sie erzählen ja nur Geschichten, statt zu predigen“. „Das hat der liebe Heiland auch getan“. „Sie sind aber nicht der liebe Heiland!“ „Nein, ich will aber einer werden“. Damit schloß dieses Gespräch.

Auch das Verhältnis im Haus wurde durch die Schwestern des Pfarrers schlechter. Eines Mittags, Kaplan Froehlich kam von einem Versehgang aus dem Krankenhaus, fragte ihn die Schwester, die in der Kirche betete, ob er noch Mittagessen haben wolle. Er war über diese Frage so empört, daß er dankte. Durch die Inflation wurde die Lage auch nicht besser, und schließlich sagte man dem Kaplan, daß er im Hause nicht mehr essen könne. Da ließ er sich von den Schwestern, die dort eine Niederlassung hatten, täglich das Essen in einer Menage bringen. Und die Schwestern versorgten ihn so gut, daß er von seinem Essen immer noch abgeben konnte. Im obersten Stock des Pfarrhauses wohnte ein Holzbildhauer mit seiner blinden Frau, Herr und Frau Breitkopf. Sie hatten durch den Krieg ihr Eigentum in der Grenzmark verloren, und waren vom Staat ausbezahlt worden. Durch die Inflation war das ganze Geld entwertet und die armen Leute waren nun auf die Mildtätigkeit der Mitmenschen angewiesen. Mittags bekamen sie nun regelmäßig vom Kaplan das Essen. Er brachte es ihnen immer selbst herauf und freute sich, wenn es ihnen schmecke. Der Kaplan nannte Herrn Breitkopf den Dachheiland, mit dem er gern teilte.

Sonst bewies er, daß er doch noch ein Kaufmannssohn war. Er ließ sich vom Vater Mehl schicken und gab es einem Bäcker, damit dieser es an die armen Leute verteilte. Damit der Bäcker aber einen Anreiz an der Arbeit hatte, gab der Kaplan Gutscheine aus. Jeder, der einen Gutschein über Mehl bekam, mußte die gleiche Menge Mehl bei dem Bäcker kaufen. Aber auch andere Sachen verschaffte er den Leuten. Er erzählte später, was es alles bei ihm gab. Man konnte bei ihm haben: Wurst und Mehl, Kohlen und Kartoffel, Kleiderstoffe, und sogar einmal Voilekleider, die er gelegentlich gekauft hatte; er erzählte dann auch immer, wie er einer alten Frau eine Wurst schenken wollte. Er ging zum Schrank und suchte da ganz unbewußt nach der kleinsten Wurst, die er weggeben wollte. Aber als ihm dieser Egoismus zum Bewußtsein kam, redete er selbst ins Gewissen und gab der Frau die größte Wurst, die er hatte.

Für die Kinder sorgte er in besonderer Weise. Neben Kommunionausstattungen versuchte er, den unterernährten Berliner Kindern Erholung zu verschaffen. Er fragte zu Hause an, ob er nicht Kinder mit in die Ferien bringen könnte und auf die Zusage hin nahm er dann eine Anzahl Kinder mit. Einige brachte er in guten Familien unter und zwei nahm er mit nach Hause. Er zahlte die Reise für sie und bereitete ihnen schöne Ferientage.

Auch für alle anderen Sorgen und Nöte hatte er eine offene Hand. Einmal kam zu ihm ein Gemeindeglied und bat ihn um ein Darlehen, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen. Er erzählte, daß er bei den Efha-Fleischwerken als Kutscher tätig sei, und dort Gelegenheit habe, für einen geringen Betrag die Abfälle zu kaufen. Er wollte sich eine Schweinemästerei einrichten und versprach dem Kaplan, ihm eins der ersten gefütterten Schweine zu schenken. Der Kaplan streckte ihm den gewünschten Betrag vor, und nach einiger Zeit, er war inzwischen nach St. Bonifatius versetzt worden, bekam er auch das Schwein. Nun machte der Kaplan es genau so, wie vor Jahren mit dem Mehl. Das Schwein bekam ein Fleischer und alle armen Leute Gutscheine, damit sie wieder sich Fleisch holen konnten. Sie mußten dann wieder die gleiche Menge Fleisch, die sie geschenkt bekommen hatten, dem betreffenden Fleischer abkaufen. Von der frischen Wurst wurde den Jungens von St. Bonifatius ein feines Abendessen bereitet. Das war etwas für diese, einen neuen Kaplan zu haben, der ihnen gleich so seltene Genüsse verschaffte.

Trotz seines großen Eifers konnte er aber die Zufriedenheit seines Chefs nicht wieder erreichen. Es kam sogar so weit, daß der Pfarrer öffentlich auf der Kanzel gegen den Kaplan Stellung nahm und die Gemeinde vor ihm warnte. Daß das bittere Stunden waren, kann man sich denken. Als er eines Tages wieder einmal ganz verzweifelt vor sich hingrübete und sich fragte: Warum bist du eigentlich Priester geworden? , klopfte es bei ihm und ein kleines Mädchen brachte ihm einen Blumenstrauß. Das kam ihm so unerwartet, daß er sich dadurch ganz getröstet fühlte. Als er nach einiger Zeit die Mutter des betreffenden Kindes fragte, wieso sie das Kind mit Blumen geschickt hätte, sagte diese: „Die Kleine hat mich so gequält, sie wolle dem Kaplan doch Blumen bringen, bis ich nicht anders konnte und ihr Blumen kaufte, die sie ihnen dann brachte“. Sie konnte allerdings nicht ahnen, daß der Herrgott sich ihres Kindes bedient hatte, um seinem Priester eine Aufmunterung zu schicken.

In so leidvollen Stunden suchte und fand er immer Trost in der Kirche, bei seinem Herrn und Meister. In St. Eduard war das Grab des Berliner Missionsvikars Eduard Müller, der nach jahrzehntelanger Tätigkeit in Berlin doch noch in eine andere Stadt zog, weil man ihm soviel Leid bereitet hatte. Dort, am Grabe Eduard Müllers, das von einer schönen Christusfigur in Marmor geschmückt war, kamen ihm oft trostvolle Gedanken. So betrachtete er einmal die weiße Christusgestalt und sagte sich: Wenn dieser Stein reden könnte, was würde er dann erzählen? Er würde sagen, ich ruhte in einem Berge und hatte keine Schmerzen. Eines Tages kamen Hände, rissen mich aus meiner Umgebung heraus an das Tageslicht. Ich wurde weiter behandelt mit Hammer und Meißel, man schlug auf mich ein; wenn ich eine Stimme gehabt hätte, hätte ich geweint und geschrien. Dann wurde ich hierher gebracht und da erst betrachtete ich mich, und ich sah, daß ich aus einem unbehauenen Stein eine schöne Christusfigur geworden war; das hätte ich nicht sein können, wenn ich weiter in meiner alten Umgebung geschlafen und keine Schmerzen ausgehalten hätte. Daraus machte sich der Kaplan den Vers: *Der Menschen Jammer ist Gottes Hammer, mit dem er die Menschen nach seinem Bild und Gleichnis formt.* An diese Gedanken erinnerte man ihn, als man zum 20. Priesterweihetag seinen Glückwunsch ins Gefängnis schicken mußte.

Die schlechten Zeiten der Nachkriegsjahre und Inflation machten sich insofern noch bemerkbar, als öfter in der Kirche eingebrochen wurde. Gerade um die Weihnachtszeit war es schlimm. Da beschlossen eine Anzahl Gemeindeglieder, abwechselnd in der Sakristei zu wachen, damit etwaige Diebe verscheucht würden. Auch am Sylvesterabend sollte gewacht werden, und der Kaplan hatte versprochen, den treuen Wächtern Gesellschaft leisten zu kommen. Er war auch da und wartete auf die anderen, die kamen aber nicht. Scheinbar erschien ihnen die Sylvesternacht doch nicht so einladend für eine Kirchenwache. Was sollte der Kaplan tun? Kurz entschlossen wickelte er

sich in seinen Mantel und legte sich auf die Altarstufen, denn er meinte, wenn jemand sich am Altar vergreifen wollte, müßte er das merken. Er schlief sanft und selig in dieser Nacht, wurde auch nicht durch irgendwelche Diebe aufgeschreckt.

So kam unter Leid und Freud das Jahr 1924. Der Kaplan konnte schon früh in Urlaub gehen, hatte sich aber eine Vertretung besorgt, weil er den Pfarrer nicht mit Arbeit überlasten wollte. Als er aus dem Urlaub kam, traf ihn wie ein Schlag das Dekret: Versetzt nach St. Bonifatius. Nachfolger Kaplan , seine Urlaubsvertretung. Der Herr Vertreter war mit dem Pfarrer so gut ausgekommen, daß beide die Versetzung des Kaplan Froehlich in die Wege leiteten und erreichten. Mit welchen Gefühlen er von Neukölln Abschied nahm, läßt sich schwer beschreiben. Später sagte er nur immer, daß es sehr schwer und schmerzlich war, auf so häßliche Art und Weise versetzt worden zu sein.

Am Fronleichnamssonntag 1924 begann in St. Bonifatius der neue Kaplan seinen Dienst. Vorläufig sah man noch nicht viel von ihm, denn seine meiste freie Zeit brachte er in Neukölln bei den alten Bekannten zu. Daß das der neue Chef nicht gern sah war schließlich nicht zu verwundern. Auch zu diesem Pfarrer konnte er kein richtiges Verhältnis finden. Der neue Chef war wohl durch den alten etwas beeinflusst worden. Aber trotz allen Leides setzte der Kaplan Froehlich seine Arbeit fort, wie er es in Neukölln gewohnt war. In Bonifatius war er „Jungen“kaplan. Die männliche Jugend war durch seinen Vorgänger sehr verwildert, man hatte einmal sogar die Polizei holen müssen, so betrogen sich die Rangen. Der Pfarrer bereitete ihn darauf vor, daß er es sehr schwer haben würde. Als er nun das erste Mal zu den Jungen ins Heim ging, war man gespannt, wie der neue Kaplan fertig werden würde. Der Kaplan hatte sich gedacht, wenn die Jungen solche Rowdys sind, kann ich ihnen am meisten mit körperlicher Kraft imponieren. Also versuchte er es auf eine neue Art, den Jungen Interesse abzugewinnen. Zuerst fragte er: „Wer ist bei euch der Stärkste?“ Als man einen benannte, streckte er ihm seinen Arm hin, die Faust geballt, und sagte: „Versuche mal, das Gelenk herunter zu drücken“. Der „Stärkste“ versuchte es, war aber doch überrascht, daß er, Schlosser von Beruf, das nicht fertig brachte. Die Jungen staunten, das war doch mal ein anderer Kaplan, als wie sie sie bisher hatten. Dann machte der Kaplan ihnen etwas anderes vor. Er nahm einen Stuhl, stellte ihn auf den Tisch, und ließ ihn mit einer Hand auf einem Bein pendeln. Das sah sehr leicht aus, aber auch das war den Jungen nicht möglich, es nachzumachen. Dann fing der Kaplan an, Stühle zu strecken. Erst mit beiden Armen, dann mit einem Arm, schließlich nahm er in jede Hand einen Stuhl und streckte sie nach rechts und links. Natürlich wollten die Jungen gleich versuchen, ob sie es auch fertigbrachten. Es ging aber nicht, und der neue Kaplan stieg in ihrer Achtung. So bekam er allmählich engere Fühlung mit den Jungen und erreichte, daß nie wieder die Polizei in Aktion treten brauchte. Die Jungen hatten bald heraus, daß der Kaplan für sie immer zu sprechen war, und dementsprechend waren auch immer Besucher bei ihm. Die Älteren durften sogar von seinen Zigarren rauchen, was manchmal wohl nicht ungefährlich war. Aber gebrannte Kinder scheuten dann das Feuer. In einem Sommer machte er mit 50 Jungen einen 14tägigen Ausflug nach der Insel Rügen. Er opferte seinen Urlaub, um den Jungen eine Freude zu machen. Daß er auch einen großen Teil der Ausgaben bestritt, war selbstverständlich.

Die Gemeinde verehrte auch hier bald den neuen Kaplan, denn er war zu allen freundlich und half, wo er nur immer helfen konnte. Aus dieser Zeit stammen wohl auch die Notizen über Ausgaben, die er monatlich hatte, und an denen man seine Großzügigkeit sehen konnte. Unter Oktober 1924 z.B.

Gehalt 193,42
Schulgeld 49,15
Stipendien 86.--

Neben persönlichen Ausgaben wie Essen und Pension:

Familie J. 40,--
„ H. 40,--
„ G. 10. --
Arme 19,--
Familie B. 20,--
Arme 10,--
Zigarren 3,90 (!)

Die Ausgaben für die bestimmten Familien wiederholten sich in jedem Monat.

Wenn er aber mit schwerem Herzen nach St. Bonifatius gekommen war, es sollte dort nicht leichter werden. Monatlang wurde er fast täglich mit anonymen Briefen verfolgt. Er wurde ständig beobachtet, ob er im Beichtstuhl saß, hl. Messe las oder unterwegs war. In der Gemeinde wohnte eine Frau mit Tochter, von denen wahrscheinlich die Briefe ausgingen. Diese beiden Frauen standen jeden Morgen in der Kirche hinter der letzten Bank, und zwar nur in seiner Messe. Wenn er auf der Straße ging, konnte er sicher sein, daß auf der anderen Seite eine dieser Frauen ebenfalls denselben Weg ging. Alles, was er unterwegs tat, mit wem er sprach, wen er grüßte oder vielleicht auch nicht grüßte, alles wurde ihm in anonymen Briefen häßlich ausgelegt. Mit Erlaubnis des Bischofs erstattete er Anzeige. Leider ging der Prozeß negativ aus, weil die Schriftsachverständigen nicht ganz klar sagen konnten, daß die Schrift der anonymen Briefe mit der Handschrift dieser beiden Frauen übereinstimmte. Es war nur Ärger und Leid, was er in diesen Jahren zu tragen hatte.

Der Chef war auch nicht mit ihm zufrieden. Er war manchmal sogar kleinlich. So hatte er eines Tages angeordnet, daß bei einer Prozession der Subdiakon das Kreuz tragen sollte. Er meinte damit Kaplan Froehlich, der bei Levitenämtern immer Subdiakon war. Das konnte er nicht ohne weiteres hinnehmen. In der Sakristei kam es dann beinahe zu einem Krach. Der Pfarrer befahl: „Der Subdiakon trägt das Kreuz“, und der Kaplan sagte dem Ministranten, der ihm das Kreuz geben wollte: „Geh du voran“. Eine beiden Herren gut bekannte Dame fragte nach der Prozession den Pfarrer, was das denn zu bedeuten gehabt hätte. Da zeigte ihr der Pfarrer, daß im Zeremonienbuch stand, daß der Subdiakon das Kreuz zu tragen hätte. Als sie das dem Kaplan sagte, gab er ihr zur Antwort: „Sagen sie dem Pfarrer, er ist Presbyter genau so wie ich. Nur in Fällen, wo ein Subdiakon da ist, der noch keine Priesterweihe empfangen hat, soll dieser das Kreuz tragen“. Da mußte sie ihm und nicht dem Pfarrer recht geben.

Großes Interesse hatte er für die Presse. Er machte Propaganda für die Märkische Volkszeitung und die Germania, und hatte viele Abonnenten. Zuerst stellte er seine Jungen zum Austragen der Zeitungen an, später übergab er den ganzen Betrieb einem der älteren Jünglinge, der sich dadurch eine gesicherte Existenz aufbauen konnte. Es war später immer noch sein Stolz, wenn er erzählte, daß die Leute, die eine Zeitung abonniert hatten, durch ihren Beitrag gleichzeitig den Begräbnisbund und den Zentrumsvereinsbeitrag bezahlten, denn soviel wollte der Kaplan an den Zeitungen ja nicht verdienen. Er hatte jedenfalls immer noch genug, um von dem Überschuß seine Zigarren kaufen zu können.

Seine Tätigkeit als Vorsitzender des Zentrumsvereins faßte er auch in anderer Beziehung ernst auf. Einmal war Vergnügen angesetzt und dazu hatte er Eintrittskarten verschenkt. An dem betreffenden Abend fühlte er sich nun verpflichtet, für die Gäste, die er geladen hatte, für Tänzer zu sorgen. Seine Jünglinge drückten sich an der Theke herum und die Mädchen mußten Mauerblümchen spielen. Das

sah er sich nicht lange mit an. Er ging zu seinen Jungens hin und sagte: „Ihr werdet jetzt tanzen, und zwar mit den Mädels, zu denen ich an den Tisch gehe“. Er ging dann so nacheinander an den Tischen vorbei, begrüßte die einzelnen, und bald darauf stellten sich dann auch die Tänzer ein. Im allgemeinen benahmen sich die Jünglinge ganz geschickt, nur einmal fiel einer aus der Rolle und sagte einem Mädchen: „Der Kaplan schickt mich“. Sie sagte später: „Am liebsten wollte ich den ehrlichen Jungen stehenlassen, so habe ich mich geärgert“. Aber der Kaplan erreichte dadurch, daß die Mädchen wenigstens tanzen konnten. Auf einen Einwand der Jungen, „aber, Herr Kaplan, die ist nicht nach meinem Geschmack“, sagte er kurz und bündig: „Aber nach meinem“, und da gab es keine Widerrede.

Wenn er auch viel Leid erfuhr, seinen Humor und sein fröhliches Herz ließ er sich nicht nehmen. Auch in St. Bonifatius erzählte er den Kindern spannende Geschichten. Daß ihm auch manchmal nette Witze passierten, freute ihn besonders. So hatte er mal den Kindern im Unterricht zu erklären versucht, daß sie niemals den Mut verlieren sollten. Der liebe Gott würde immer helfen, wenn man ihn anrufen würde. Um besonders passend zu wirken, fuhr er fort: „Seht mich an, Kinder. Glaubt ihr, mir ist es immer gut gegangen? Denkt mal, wie oft ich Examen machen mußte. Aufnahme in die Sexta, Abitus usw. Was meint ihr, wie oft ich in meinem Leben schon durchgefallen bin? Sieben Mal!“ Die Kinder saßen andächtig still und sahen ihren Kaplan an. Ein Junge hatte das Kinn in die Hand gestützt, sah zu ihm auf und sagte plötzlich: „Na, Kaplan, da müssen sie aber ein fauler Knopp gewesen sein“. Im ersten Augenblick war er perplex, so hatte er sich die Nutzenanwendung doch nicht gedacht. Aber gleich faßte er sich wieder und sagte: „Ja, da kannst du schon recht haben, aber siehst du, ich bin doch Kaplan geworden, und habe den Mut nicht verloren“. Der gute Kaplan zog es aber vor, bei diesem Thema nicht weiter stehen zu bleiben. Ein anderes Mal ging es ihm schlimmer. Er fragte die Kinder: „Wie viel Sakramente gibt es?“ Die richtige Antwort kam: „7“. „Nein, falsch“, sagte er, „es gibt acht Sakramente. Das achte Sakrament ist die heilige Dummheit, das war schon da, das brauchte der Heiland nicht erst einzusetzen. Wer dumm ist, denkt nur an Verrückte und Idioten, kann nicht sündigen, weil er nicht Herr seine Sinne ist“. Da meldet sich so eine Berliner Range und fragt: „Herr Kaplan, haben sie das auch schon empfangen?“ Wie sollte er sich nun aus der Schlinge ziehen? Er sagte nur: „Junge, das hast du fein gemacht, setz dich wieder hin“. Er war sich nicht darüber klar, ob diese Frage ehrlich oder frech gemeint war, und ging schnell darüber hinweg.

Dann nahm er mal die Erschaffung der Menschen durch und sagte den Kindern, wie dumm die Ansicht mancher wäre, die meinten, die Menschen würden vom Affen abstammen. Dann müßte man ja seine Vorfahren schon mal im Zoologischen Garten getroffen haben. „Oder hat einmal schon mal seine Großmutter im Zoo getroffen?“, fragte er. „Ja, ich“, meldet sich ein Junge. „Im Affenkäfig?“ „Nein, vor dem Affenkäfig“. Da mußten doch alle über diesen Witz lachen.

Schon von St. Bonifatius aus machte er Bekanntschaft mit dem Gericht in Potsdam, damals aber nur als Zeuge. Er hat sich später niemals über die näheren Umstände geäußert. Soweit bekannt ist, war es folgende Sache: Im Pfarrbüro von St. Bonifatius erschien eines Tages eine schwarz verschleierte Dame, die zu beichten wünschte. Herr Kaplan Froehlich ging in die Kirche hinüber, hörte Beichte und die Sache war erledigt. Nach einiger Zeit meldete sich das Gericht, er sollte in einer Ehescheidungsangelegenheit als Zeuge vernommen werden. Als er zum Termin erschien, außer ihm war noch der Pfarrer von St. Bonifatius und der Pfarrer von Potsdam geladen, sollte er aussagen, ob die angeklagte Gräfin Bothmer die Dame sei, die bei ihm gebeichtet hätte. Bei diesem Scheidungsprozeß spielte der Diebstahl von silbernen Löffeln eine Rolle, und der Vorsitzende wollte nun feststellen, ob auf Grund der Beichte die Gräfin belastet werden könnte. Selbstverständlich konnte der Kaplan nichts

aussagen. Der Gerichtsvorsitzende geriet ein wenig außer Fassung und sagte, er würde ihn gerichtlich zwingen lassen, seine Aussage zu machen. Aber da erklärte auch der Pfarrer, das wäre zwecklos, denn der Kaplan könne und dürfe nichts sagen, er sei durch das Beichtsigel gebunden. Die Herren mußten einige Mal zu dem Termin erscheinen und die Zeitungsreporter waren eifrig dabei, ihre Notizen zu machen. In der 'Vossischen Zeitung' erschien folgender Bericht unter dem Titel „Der letzte Tag der Beweisaufnahme“ als Kapitel II:

Die katholischen Geistlichen. Prächtige Herren, klug und fein und ohne jegliches Pathos; von den beiden älteren der eine ein glatter, höflicher Weltmann und Diplomat (der Pfarrer von Potsdam), der andere fast bäuerlich derb, aber ein wundervolles, vom Leben gemeißeltes Gesicht, unendlich erfahren, sehr gütig (der Pfarrer von St. Bonifatius). Und dann der junge, schöne Kaplan – fast wie aus einem Roman geschnitten, und sogar aus einem guten: die Gräfin setzt sich zurecht.

Was aus dem Prozeß geworden war, interessierte den Kaplan nicht weiter, er war froh, nicht mehr zu den Verhandlungen erscheinen zu müssen. Daß er nach Jahren wieder vor einem Gericht, aber in eigener Angelegenheit, in Potsdam stehen würde, konnte er damals noch nicht ahnen.

Am 15.2.1928 sollte wieder einmal ein Wintervergnügen des Zentrumsvereins sein und alles freute sich schon darauf. Da kam die Nachricht, der Kaplan wird versetzt, nach St. Marien – Spandau. Das schöne Vergnügen wurde sein Abschiedsfest. Bei diesem richtete er auch die letzten Worte an die Gemeinde und sagte u.a., sein Nachfolger würde Kaplan Fähnrich sein, also seien beide Kapläne aus dem ff. Am 18.2.1928 trat er seinen Dienst in Spandau an.

Der Pfarrer stammte auch aus O/S und empfing den neuen Kaplan sehr herzlich. Er mußte erst ein Glas Wein mit ihm trinken, und der Kaplan sagte sich, nun komme ich zu einem Landsmann, hier wird es sicher besser werden als in Bonifatius. Er mußte aber bald merken, daß nicht alles so schön weiter ging, wie es den Anschein hatte. Kurz vor dem ersten Osterfest, das er in Spandau feierte, wurde er sehr erschüttert durch den Abfall seines Mitkaplans. Das war ihm sehr schmerzlich, aber er war leider zu kurze Zeit dort gewesen, um seinem Confrater helfen zu können. Persönlich hatte er insofern darunter zu leiden, als der Chef ihn bat, sämtliche Besucher zu veranlassen, möglichst wenig zu kommen, damit die Gemeinde nicht in Unruhe versetzt würde, und auch bei dem neuen Kaplan Unerlaubtheiten vermutete.

In der ersten Zeit wurde er noch mit anonymen Sendungen belästigt. Er erhielt, ohne bestellt zu haben, mal einen Zentner Äpfel, mal eine große Auswahl von Musikinstrumenten u.a.m. Er mußte immer erst große Korrespondenzen führen um zu beweisen, daß die Bestellungen nicht von ihm ausgegangen waren. Die Spediteure fragten schließlich vorher erst immer an, ob es mit den Sendungen seine Richtigkeit hätte. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe diese Ärgernisse aufhörten.

Auch in Spandau machte es sich bald bemerkbar, daß der Kaplan ein gutes Herz hatte und vielen Menschen half. Eines Tages kamen zwei 12jährige Jungen zu ihm und sagten, sie wollten gern Priester werden, ob der Kaplan ihnen nicht dazu helfen könnte. Er nahm sich ihrer an, und sie mußten nun erst einmal Latein lernen, damit er sehen konnte, ob sie soviel hinter der Stirn hatten, wie er sich ausdrückte, wie sie zum Studium brauchten. Einer Schülerin bezahlte er das Schulgeld, damit sie bis zum Abitur in die Schule gehen konnte. Auch später hat er gerade dieser Schülerin sehr viel geholfen.

Er hatte in Spandau den Gesellenverein übernommen und dadurch erwuchs ihm viel Ärger. Zuerst hatte er die Kassenführung bemängelt und verlangte, daß eine einwandfreie Verbuchung der Beiträge vorgenommen werden sollte. In Geldangelegenheiten war er immer sehr korrekt und peinlich ehrlich. Er verlangte das aber auch von denen, die ihm unterstellt waren. Zuerst ging auch alles gut, aber im Laufe der Zeit bildete sich im Gesellenverein eine Gruppe heraus, die gegen den Präses arbeitete. Es kam sogar vor, daß einer der Rädelsführer in einer Sitzung aufstand und frech sagte: "Ich möchte wissen, was der Kaplan eigentlich zu tun hat. Er ist eine Schande für die ganze Gemeinde". Daß der Kaplan in einem solchen Verein nicht mehr arbeiten konnte und auch nichts erreichte, war nicht verwunderlich. Aber gerade einer dieser Rädelsführer kam später einmal, als der Kaplan schon in Rudow selbständig war, zu ihm und bat ihn um Unterstützung, weil er, wie er sagte, nicht weiter konnte und seine Familie nichts mehr zu essen hatte. Die Unterstützung wurde ihm gewährt. Es war immer sein Prinzip gewesen, das Böse mit Gutem zu vergelten.

Bei einer Denkmalseinweihung mußte er einmal die Rede halten. Ein Gemeindemitglied erzählte ihm später, daß nach der Rede ein Herr zu ihm gesagt hatte: "Muß der Mann aber einen schönen Baß haben". Lachend fragte ihn der Kaplan: „Und was haben sie ihm gesagt?“ „Ja, ja“, habe ich ihm geantwortet.

Eines Tages hatte er die Beerdigung eines Straßenbahners. Es war große Beteiligung der Arbeitskameraden und unter diesen sah der Kaplan auch einen, der ihm bekannt schien. Nach der Beerdigung sprach er ihn an: „Bist du nicht der und der, der mit mir zusammen im Feld war?“ Der Straßenbahner war sehr erfreut, daß der Geistliche ihn noch erkannt hatte und sich so freundlich mit ihm unterhielt. Auch die anderen Kollegen empfanden es schön. Auf der Heimfahrt saßen sie zusammen in der Bahn und der Kaplan wollte zahlen. Da sagte der Schaffner: „Sie brauchen nicht zu bezahlen, heute sind sie unser Gast“. Er hat es später immer hervorgehoben, wie schön die einfachen Leute die Freundlichkeit eines Priesters vergelten konnten.

Wenn er manchmal Besuche machen mußte, richtete er es so ein, noch einen kleinen Spaziergang zu machen und dabei die unvermeidliche Zigarre zu rauchen. Da kam er einmal an einer Fabrik vorbei, die gerade Schichtwechsel hatte und hörte, wie ein Arbeiter zum anderen sagte: „Kiek mal, der Pfaffe auf dem Pfade der Tugend“. Er fand diesen Ausspruch sehr witzig, unterließ es in Zukunft aber doch, unterwegs zu rauchen, weil er annahm, daß die Leute daran Anstoß nehmen könnten. Die Menschen sahen ja immer nur das Äußere, und der Neid war schnell geweckt, wenn es einem anderen besser zu gehen schien.

Daß es ihm in Spandau besonders gut ging, konnte man nicht behaupten, dafür sorgten die beiden Pfarrhelferinnen. Wie oft hatte er mit den beiden Meinungsverschiedenheiten. So fand er einmal in seinem Zimmer einen Zettel von der einen vor: Herr Kaplan, ich bitte meine Telefongespräche nicht zu unterbrechen. Ich hatte ein dringendes Gespräch mit der Landesversicherung, das durch sie unterbrochen wurde. Er war über den Zettel so empört, daß er sich sofort hinsetzte und auf der Rückseite schrieb: Und ich, der Herr Kaplan, hatte ein noch dringenderes Gespräch mit dem Herrn Weihbischof. Im Übrigen verbitte ich mir jeglichen Zettelverkehr.

Er hatte sich den Zorn der einen zugezogen, die andere wurde mit aufgehetzt, und nun versuchten beide, den Kaplan beim Pfarrer in Mißkredit zu bringen. Es schien ihnen auch zu gelingen, denn das Benehmen des Chefs wurde zusehend kühler. Er sagte ihm eines Tages sogar, der Kaplan möchte zu den beiden Damen etwas freundlicher sein. Schlimmeres hätte er ihm nicht sagen können.

Die Zeit war inzwischen weiter fortgeschritten und es kam wieder einmal die Vorbereitung auf die hl. Beichte heran. Der Kaplan wollte, wie im Vorjahr, wieder den Unterricht erteilen, als der Pfarrer ihm sagte, er möchte es diesmal nicht tun, die beiden Damen aus dem Büro würden den Unterricht geben. Das war dem Kaplan nun doch zu viel. Er schrieb sofort an den Bischof: Da er nicht mehr das Vertrauen seines Pfarrers hätte, bitte er um seine sofortige Versetzung. Der Chef war sehr erstaunt, als ihm sein Kaplan mitteilte, er hätte sich gemeldet. Der Brief war nicht mehr rückgängig zu machen, und nach kurzer Zeit wurde er zum Kaplan bei St. Thomas-Charlottenburg ernannt. Er war der erste Kaplan, den der erste Bischof von Berlin, Christian Schreiber, versetzte.

In den bisherigen Priesterjahren war er in keiner Pfarrei so glücklich und zufrieden wie in St. Thomas-Charlottenburg. Seine Lateinschüler kamen weiter zu ihm, ihnen widmete er viele Stunden. Mit dem Chef kam er glänzend aus. Einmal, als er von einer Urlaubsreise zurückkam, ließ ihm der Pfarrer sagen, wenn er zu müde wäre, würde er gern das Hochamt und die Predigten für ihn übernehmen. Das war dem Kaplan noch nie vorgekommen, daß ein Pfarrer sich in dieser Weise um das Wohl seines Kaplans kümmerte. Er nahm dieses Entgegenkommen seines Chefs selbstverständlich nicht an, denn so wollte er dessen Güte doch nicht ausnützen. Der Pfarrer hatte sicher seinen Kaplan richtig erkannt, denn nach seinem Tod schrieb er: Von den 15 Kaplänen, die ich bisher gehabt habe, habe ich Kaplan Froehlich wegen seines großen Charakters und seiner ernsten Berufsauffassung besonders geschätzt. Und gegenseitige Wertschätzung ist immer die Grundlage zu einem guten Zusammenleben.

In der Gemeinde gab es verhältnismäßig wenig arme Leute, aber wo er helfen konnte, tat er es auch hier. Bei aller Gutmütigkeit konnte er doch auch sehr energisch sein. So kam eines Tages ein Bettler, dem er 50 Pf. gab. Der Mann war damit aber nicht zufrieden und sagte: „Wenn ich zu ihrem Amtsbruder, dem evangelischen Pfarrer gehe, bekomme ich bestimmt 2,- Mark“. „Gut“, sagte der Kaplan, „geben sie die 50 Pf. wieder her und gehen sie zum evangelischen Pfarrer“. Das wollte der Mann aber nicht, er hatte ja nur etwas mehr heraus schlagen wollen. Da hielt der Kaplan mit einer Hand die Klinke fest und sagte: „Wenn sie das Geld nicht augenblicklich wiedergeben – hier ist das Telefon – dann rufe ich die Polizei an“. Da merkte der Bettler doch, daß es ernst gemeint war, warf ihm die 50 Pf. wieder hin und sagte: „Behalten sie ihren Dreck“. Außerdem gebrauchte er noch ein Schimpfwort. „So“, sagte der Kaplan, „jetzt haben sie sich gezeigt, wie sie sind, jetzt können sie gehen“.

Irgendwelche besonderen Ereignisse sind aus St. Thomas nicht bekannt. Nur eins noch. Zu einem Geburtstag hatte er sehr viele Blumen bekommen. Und da er nicht recht wußte, was er damit anfangen sollte, gab er jedem Gratulanten einen Blumenstrauß mit, damit die Angehörigen sich auch freuen sollten. Als einer der Jünglinge kam, gab er diesem ebenfalls einen Strauß mit, für die Mutter. Es war ihm aber doch etwas peinlich, als der junge Mann nach kurzer Zeit mit den Blumen wieder erschien und ihm sagte: „Einen schönen Gruß von meiner Mutter, aber diese Blumen hat sie ihnen vorhin gebracht, die sollten für sie sein“. Da gab er ihm rasch entschlossen eine Flasche Wein und versprach, etwas später zu ihnen heraufzukommen, dann wollten sie auf diesen Schreck noch ein Glas Wein trinken.

Anfang 1931 fragte ihn Erzpriester Metzner an, ob er nicht nach Rudow als selbständiger Lokalkaplan gehen wolle. Er hatte nicht so recht Lust, aber da er schon 11 Jahre Priester war, wollte er doch gern selbständig werden. Er sagte aber dem Erzpriester: „Ich komme nur unter einer Bedingung: Unser Verhältnis muß so sein, wie das Verhältnis vom Pfarrer Kusche zum Erzpriester Lichtenberg. Du mußt

mir vollkommen freie Hand lassen und dich nicht in meine Angelegenheiten einmischen“. Das wurde ihm auch versprochen.

Zum 1.4.1931 wurde er als Lokalkaplan mit dem Titel Kuratus von St. Josef-Rudow und von Britz ernannt. Nun konnte er alle seine Pläne verwirklichen, die er sich gemacht hatte, um der Gemeinde einen religiösen Aufschwung zu geben.

Nach dem ersten Sonntagsgottesdienst stellte er fest, daß an der Kirchentür 3 – 4 Männer sammelten. Das war das erste, was ihm mißfiel. Er ließ sich die Männer kommen und fragte, wer ihnen den Auftrag dazu gegeben habe. Sie sagten, sie täten das schon immer im Auftrage des Herrn Erzpriester. Der neue Kuratus bestimmte: Das Sammeln an der Kirchentür hört sofort auf. Die Leute wollten einwenden, es wäre doch für die Caritas und den Kirchbau-Sammelverein. Aber der Kuratus ließ sich nicht darauf ein, das Verbot zurückzunehmen. Nun hatten die Sammler nichts Eiligeres zu tun, als sich beim Erzpriester zu beschweren. Aber der Kuratus sagte ihm auf dessen Anfrage: „Jetzt bin ich Kuratus von Rudow, du willst mir freie Hand lassen, und ich bitte dich, mir keine Schwierigkeiten zu machen“. Dabei blieb es.

Nun kamen auch seine Pläne zur Erfassung der Gemeinde heraus. Erst hatte er in einer Predigt die Gläubigen gebeten, daß alle, die mitarbeiten wollten, sich melden und Namen und Anschrift angeben sollten. Alle die stellte er nun zu Gruppen zusammen, die sich jeden Monat einmal trafen, immer bei einer anderen Familie. Es durfte bei diesen Abenden nichts weiter geboten werden als ein Glas Wasser, Zigarren hatte jeder selbst mitzubringen. Nun war er jeden Abend unterwegs. Immer neue Gruppen richtete er ein, und die Leute machten sehr schön mit. Es wurden religiöse Fragen besprochen, und auch der wirtschaftlichen Nöte wurde gedacht. Unterstützungen wurden meist nur in materieller Form gegeben. Die Armen bekamen z.B. einen Gutschein für ein Paar Schuhsohlen, und damit mußten sie dann zu einem bestimmten Schuhmacher gehen, der auch zur Gemeinde gehörte. Der Kuratus war mit dem Anfang seiner Tätigkeit sehr zufrieden.

Den einen Spandauer Lateinschüler hatte er mitgenommen. Er ließ ihn noch Stunden in Englisch und Mathematik geben, in Latein und Griechisch unterrichtete er ihn ja selbst, und brachte ihn soweit, daß er seine Aufnahmeprüfung ins Gymnasium am Lietzensee bestehen konnte. Das Schulgeld zahlte er für ihn. Essen kam er in die Wohnung des Kuratus und in der Nähe wurde ein Zimmer gemietet. Pater Hoffmann, der die Aufnahmeprüfung leitete, fragte den neuen Schüler, bei wem er denn griechisch gelernt hätte, er wäre sehr gut vorbereitet. Als dieser ihm sagte, beim Kuratus Froehlich, stellte der Pater ganz erstaunt die Frage: „Kann der denn noch soviel griechisch?“ Er konnte ja nicht wissen, daß der Kuratus noch einmal angefangen hatte zu lernen, damit er dem Jungen etwas beibringen konnte. Der Kuratus konnte jedenfalls die Freude erleben, daß sein Schützling das Abitur gut bestand und dann nach Breslau zum Theologiestudium ging.

Große Freude hatte der Kuratus, als seine Schwester mit ihrer Familie nach Rudow kam, wo sein Schwager sich als Arzt niederließ. Nun hatte er doch eine Stelle, wo er immer hingehen konnte, wenn er sich mal aussprechen wollte. Als Wirtschafterin hatte er in Rudow Fräulein Schubert, die Tochter des Küsters von St. Eduard. Als er dort Kaplan gewesen war, hatte er ihr gesagt, wenn er einmal selbständig sei, solle sie zu ihm als Wirtschafterin kommen. Leider erfüllten sich die Erwartungen nicht, die er an ihre Person knüpfte. Von jeder Wirtschafterin verlangte er: Sie sollte niemals ein böses Gesicht machen – die Fresse zerran, nannte er es – und sie durfte nichts aus dem Haus tragen, nicht klatschen usw. Er meinte, was ich esse und trinke und was ich tue, geht die Leute nichts an. An der ersten Bedingung haben alle Schiffbruch erlitten. Fräulein Schubert versuchte nun, den Kuratus

zu erziehen. „Herr Kuratus, sie haben noch kein Weihwasser genommen“, erinnerte sie ihn, wenn er aus dem Zimmer kam. Das fehlte ihm noch. Er sagte ihr. „Kümmern sie sich um ihre Küche. Ab heute nehme ich überhaupt kein Weihwasser mehr“. Das war die erste Enttäuschung. Dann merkte er ihre Eifersucht. Eine von den Besucherinnen, die Fräulein Schubert gut kannte, bat mal, für ihre Kongregation einige Kuverts auf der Maschine schieben zu dürfen. Prompt kam hinterher, als das Fräulein weg war, die Frage, warum sie das denn nicht hätte schreiben dürfen, sie sei doch dazu da. Als ihr der Kuratus dann sehr energisch erklärte, das ginge sie nichts an, was er tun würde, schnappte sie ein. Aber trotzdem hielt er mit ihr, und sie mit ihm, weiter aus.

Von Rudow hatte er einige Außenstationen für den Unterricht, und da kam er auf den Gedanken, sich ein kleines Auto zu kaufen. Er nahm ein Dreirad, einen Framo-Wagen, weil er dazu keinen Führerschein brauchte, denn vor irgendwelchen Prüfungen hatte er immer Respekt. An diesem „Autochen“ hatte er viel Freude. Einmal fuhr er mit ihm in einen Straßengraben und ging mit dem Kopf durch die Scheibe. Es passierte ihm aber nicht viel, nur an der Lippe hatte er einige Schnittwunden, die ihn etwas beim Sprechen behinderten. Das Auto war für seine Größe nicht ganz ausreichend. Wenn er das Verdeck übergezogen hatte, sah man seinen Kopf immer dagegen stoßen. Und ohne Verdeck sah der Kopf etwas über die Windschutzscheibe hinaus. Trotz dieser kleinen Schönheitsfehler hatte er aber den Vorteil, sonntags nicht mehr mit einem Motorrad nach Britz zum Gottesdienst gefahren zu werden, sondern selbst chauffieren zu können.

Von einigen kleinen Zusammenstößen mit dem Erzpriester abgesehen, lebte er sich ganz gut in Rudow ein. In Britz hatte er sogar einen Kirchenchor, der ihm aber durch seine nationalsozialistische Einstellung sehr zu schaffen machte. Als es schlimmer wurde und er den Eindruck hatte, daß es nicht mehr ein Kirchenchor, sondern ein politischer Verein war, ging er zum Erzpriester und sagte ihm, er wolle den Kirchenchor auflösen. Der Erzpriester gab ihm auch seine Einwilligung, und der Kuratus löste den Chor auf. Das war der Anfang vom Ende. Der Dirigent ging zum Erzpriester und beklagte sich, und schrieb auch an das Ordinariat, daß der Kuratus, der doch nur Lokalkaplan wäre, den Kirchenchor aufgelöst hätte. Es kam nun eine Anfrage an den Erzpriester, und dieser sagte nicht, daß das mit seiner Einwilligung geschehen war. Man ließ sich also den Kuratus kommen und sagte ihm, daß er doch genau wissen müsse, wie weit seine Rechte gingen. Das traf ihn wie ein Blitz. Er sagte, man könne sich doch beim Erzpriester erkundigen, nur mit seiner Einwilligung wäre das geschehen, denn er wisse wohl, daß er zu der Auflösung eines Vereins kein Recht hätte. Als man ihm sagte, man hätte beim Erzpriester angefragt und nur erfahren, daß der Kuratus selbständig gehandelt habe, war ihm dies doch zu viel. Er legte dem Generalvikar noch einmal die ganze Sachlage dar und sagte sofort: „Ich möchte versetzt werden, mit einem solchen Chef kann ich nicht weiter zusammenarbeiten. Was ist frei?“ Dramburg war frei, und er wollte es unbesehen nehmen. Der Erzpriester wollte allerdings noch vermitteln und ihn hindern, nach Pommern zu gehen, aber seine Enttäuschung war so groß, daß er sich durch nichts mehr von dem einmal gefaßten Entschluß abbringen ließ.

Ab 1.7.1932 war er zum Kuratus von Dramburg ernannt worden, aber schon am 28.6. traf er sich mit seinem Vorgänger, Pfarrer Kunza, dort, um die Kuratie zu übernehmen. Kunza war aus seinem Kursus und der Erbauer der Kirche. Den äußeren Rahmen hatte er geschaffen, nun war es an Kuratus Froehlich, den Rahmen richtig auszufüllen. Sonntag, den 4.7., war die feierliche Einführung des neuen Seelsorgers. Pfarrer Kunza hatte von Kolberg alles vorbereitet. Die Dramburger bereiteten ihrem neuen Kuratus auch einen schönen Empfang. Girlanden am Haupteingang der Kirche, in der Kirche selbst, blumenstreuende Mädchen, alles war vorhanden. Einen wundervollen Strauß weißer Rosen bekam er überreicht. In der Chronik von Dramburg steht, wie ihn der Empfang gefreut hat:

Am 1.7.1932 kam ich an die Herrgottsfront, in die Diaspora, nach Dramburg i. Pommern. Keiner hatte sich um Dramburg beworben. Ich ging notgedrungen hin und tröstete mich: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt! Die Dramburger Gemeinde hat mich lieb und nett empfangen. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, kam ich hierher, und doch haben die lieben Dramburger mir beim Einzug durch viele weiße Englein soviel Rosen auf den Weg zum Altar gestreut, daß ich mir sagte: Gutes Omen, hier wirst du auf Rosen gebettet sein. Ich freute mich wirklich, denn ich hatte in den früheren Gemeinden, wo ich tätig war, die Erfahrung gesammelt: Der liebe Gott ist überall derselbe, auch die Lumpen, nur die Pfarrer sind sehr verschieden. Hier in Dramburg war ich nun mein eigener Pfarrer und mein Auto mein Kaplan, der oft noch einen besseren Eindruck machte als ich, wie spätere Zeilen zeigen werden.

Soweit die Dramburger Chronik im Lebenslauf des Kuratus.

Dramburg ist die stärkste Diaspora. Unter 3.000 Protestanten nur ca. 600 Katholiken, und die zerstreut auf 265 Dörfer und 5 Städte. Der Durchmesser der Gemeinde betrug ca. 80 km, Dramburg lag fast in der Mitte. In der Stadt selbst wohnten vielleicht 35 Katholiken, von denen 15 praktizierend waren. Der Gottesdienst an den Sonntagen war darum auch zum größten Teil von auswärtigen Gläubigen besucht. Diese kamen teils mit der Bahn, teils mit Fahrrädern. Einige wenige hatten ein Auto, dafür kamen sie aber nicht jeden Sonntag. Die Gläubigen, die mit der Bahn kamen, mußten schon um 7 Uhr früh wegfahren und kamen zwischen $\frac{1}{2}$ 8 und 8 Uhr in Dramburg an. Als Aufenthaltsraum war eine ausgebaute Veranda vorhanden, in der die Leute bleiben konnten. Das Hochamt war um 9 Uhr, anschließend mußten die Leute wieder warten, weil die Züge in beiden Richtungen erst gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr fuhren. In der Veranda war immer Betrieb. Die Leute bekamen jeden Sonntag Kaffee, und die Wirtschafterin hatte an manchen Sonntagen, besonders an den Hochfesten, alle Hände voll zu tun, um alle Kaffeegäste zu befriedigen.

Es gab in der Gemeinde viele arme Landarbeiter. Die Leute hatten zu essen und zu trinken, aber wenig Geld. Sie konnten sich nur alle heiligen Zeiten einmal erlauben, zum Gottesdienst nach Dramburg zu fahren. Der neue Kuratus hatte diese Situation bald erfaßt. An zwei Sonntagen hatte sein Vorgänger schon Außengottesdienst gehalten, in Labes und in Polzin. Beide Orte gehörten zu Schivelbein, aber dem alten Erzpriester waren die Fahrten dorthin zu beschwerlich, und deshalb hatte der Vorgänger ex caritate die Betreuung der dort wohnenden Katholiken übernommen. Zu diesen zwei Außenstationen errichtete der Kuratus weitere in Wangerin, Virchow und Falkenburg. Falkenburg als Nachbarort hatte allerdings nur in den Monaten Gottesdienst, in denen noch zweite Feiertage oder fünf Sonntage waren. Den Dramburgern war es nicht so ganz recht, daß ihr Kuratus jeden Sonntag sofort wegfuhr zu einem weiteren Gottesdienst. Aber mit der Zeit konnten sie sich dieser Notwendigkeit nicht verschließen. Ein Mietauto fuhr den Kuratus sonntags immer zur nächsten Station. Als Raum für den Gottesdienst stellten fast alle Orte ein Schulzimmer zur Verfügung. Nur Falkenburg machte davon eine Ausnahme. Dort war öfter in einem Hotel Gottesdienst, später stellte die Stadt einige Mal den Rathaus-Sitzungssaal und dann den Kassenraum der Stadtparkasse zur Verfügung. Dort war dann der Zahltisch aus Marmor der Altar, im gewöhnlichen Leben hatte er nur die Aufgabe, das Geld über sich rollen zu lassen. Es war gerade dort immer ein eigentümliches Gefühl, der hl. Messe in einem Raum beizuwohnen, der auch gar nichts mit Religion und Beten zu tun hatte. Und doch hat der Herrgott auch dort die Bitten der armen Diasporakatholiken genau so erhört, als wenn sie in einem Dom gebetet hätten. Der Kuratus war jedenfalls immer sehr froh, wenn er den Falkenburgern wieder einmal eine Sonntagsmesse halten konnte. In jenem Ort war eine Familie, die sich der Altarwäsche und -geräte annahm, die immer dort

bleiben konnten. In Wangerin baute einer der Männer sogar einen Altar, ganz nach dem Modell des Altars in der Dramburger Kirche. Diese „Päpste“, wie der Kuratus sie scherzhaft nannte, waren auch immer bemüht, möglichst viele Gläubige vom Gottesdienst zu benachrichtigen, damit der Besuch immer besser wurde. An den Gottesdienstorten mußte auch in der Woche immer Religionsunterricht erteilt werden. Die Fahrt mit der Bahn war z.B. nach Polzin so umständlich, daß der Kuratus, um eine Stunde Unterricht zu geben, mittags um 12 Uhr aus dem Haus gehen mußte und abends nach 9 Uhr wiederkam. Sein Dreirad konnte er für diese Fahrt nicht verwenden, denn es waren ca. 70 km hin und zurück, und der Weg war so hügelig, daß er die „Berge“ schwer hinaufgekommen wäre. Man spricht ja dort von der pommerschen Schweiz, und alle Besucher, die in den 5 Jahren in Dramburg waren, waren sich über die Schönheit dieser Gegend einig. In seinen ersten Briefen schrieb der Kuratus auch immer: Man stellt sich Pommern immer häßlich vor, eine weite Ebene, Kartoffelfelder auf denen nur pommersche Gänse herumlaufen; es ist anders, Wald und Wasser und schön hügelig, daß man mit Recht von der pommerschen Schweiz sprechen kann.

Durch die weite Ausdehnung seiner Gemeinde kam er zu dem Entschluß, sich doch ein größeres Auto zu kaufen. Das Dreirad wurde verkauft, es hatte Propaganda genug für ihn gemacht, und ein 4 Zylinder-BMW gekauft. Er war stolz auf das neue Auto, auch die Führerschein-Prüfung schreckte ihn nicht mehr. Eines Tages war es soweit, er konnte selbst sein Auto fahren. Aber gern fuhr er nie, hatte aber das Vergnügen, im Monat ca. 2.000 km fahren zu müssen. Die Entfernungen waren eben zu groß. Aber er freute sich immer, wenn er erzählen konnte, daß er mit dem Autofahren wieder dem oder jenen eine Freude gemacht hätte. Wenn er allein fuhr, nahm er bestimmt auf der Straße die Leute mit, die zu Fuß ihren Weg machen mußten. Die alten Leute waren besonders begeistert. Eine alte Frau erzählte einmal, daß es das erste Mal in ihrem Leben sei, daß sie in einem Auto fahren würde. Aber niemals unterließ er es zu sagen, wer er sei. Da war es dann verschieden, wie die Leute reagierten. Die einen wurden ganz still, wenn sie hörten, daß sie mit dem katholischen Pfarrer von Dramburg fuhren, andere erinnerten sich dann an Katholiken, die sie im Dorf kannten, oder waren selbst welche, die schon lange nicht mehr an Herrgott, Kirche und Priester gedacht hatten. Das Auto nannte er scherzweise seinen Kaplan. Damit konnte er aber auch die Menschen immer gewinnen. Gleich in der ersten Zeit nahm er einmal eine alte Frau aus einem Dorf mit, und diese erzählte dann einem Katholiken, der dort wohnte, was für ein netter Mann doch der neue Pfarrer sei. Der betreffende Katholik war von dem neuen Pfarrer noch nicht so begeistert gewesen, aber die Erzählung der alten Frau brachte ihn doch dem neuen Herrn ein ganzes Stück näher. Da der Kuratus jeden Tag eine andere Strecke fahren mußte, war er bald bekannt. Es kam unterwegs manchmal vor, daß getankt werden mußte, und er kein Geld bei sich hatte. Wenn Herr Pfarrer an die Tankstelle kam und sagte: Ich bin der katholische Pfarrer von Dramburg, bitte geben sie mir doch 5 l Benzin, bekam er jedesmal etwas. Einmal passierte es auch auf einem Krankengang. Mit dem Allerheiligsten auf der Brust mußte er heraus, tanken. Geld hatte er nicht; als er dem Mann sagte, wer er sei, fragte dieser: „Haben sie nicht mal so ein Dreirad gehabt? Dann kenne ich sie“. Er war sofort bereit, jedes Quantum Benin zu geben.

Zwei Vorfälle, die ihm mit dem Auto passierten, erzählte er immer besonders gern; Eine Zeit lang gab er den Kindern eines Armenhäuslers in Güntershagen Unterricht. Als er wieder einmal beim Unterricht war, kam die Mutter der Kinder und fragte ihn, ob er so gut sein würde, für den Fleischer ein Paket in das Nachbardorf zum Lehrer mitzunehmen. Er war dazu bereit, und nach der Stunde erhielt er das Fleischpaket, um es im Nachbarort abzugeben. Als er vor dem Schulhaus hielt, übergab er das Paket der Frau des Lehrers und sagte: „Ich bringe ihnen den Sonntagsbraten, Frau Lehrer“.

„Das ist aber nett“, sagte diese, „sind sie der Fleischermeister aus Güntersshagen?“ „Nein, ich bin der katholische Pfarrer von Dramburg“. Die Frau war sicher nach dieser Antwort sehr erschrocken, und der Pfarrer mußte innerlich lachen, daß man ihn für einen Fleischermeister halten wollte.

Auf einer Fahrt nach Falkenburg traf er eines Tages zwei BdM-Mädchen, es war schon nach der Machtübernahme, und da er leer fuhr, nahm er sie mit. Die eine setzte sich neben ihn und versuchte herauszubekommen, wer er sei. Er ließ sie auch nicht lange im unklaren und sagte, er sei der Pfarrer von Dramburg. „Schwindel“, sagte sie, „den Pfarrer kenne ich“. „Ja“, sagte er, „ich bin aber von der Konkurrenz“. Sie war empört. „Pfui, wie können sie im Dritten Reich von Konkurrenz sprechen“. „Wieso“, sagte er, „es gibt eine anständige und eine schmutzige Konkurrenz. Ihr Pfarrer predigt Liebe und ich auch. Und beide versuchen wir, uns in der Liebe zu übertreffen“. „Ja, wenn sie das so meinen“. „Nur so!“ Die wißbegierige Fragerin war merklich kleinlauter geworden und atmete sichtlich auf, als sie an ihrem Bestimmungsort angekommen war und sie sich empfehlen konnte.

Daß er durch seine Bereitwilligkeit, mit der er die Menschen mitnahm, immer sein großes Ziel vor Augen hatte, wurde ihm öfter sichtbar belohnt. Als er einmal vom Unterricht in Polzin kam und einen weitgestreckten Berg hinauffuhr, traf er unterwegs eine ältere Frau. Da er aber nicht gleich anhalten konnte, fuhr er erst noch ein Stück weiter und wartete dann auf sie. Er wollte sie mitnehmen, und sie war gern bereit mitzufahren. Es stellte sich heraus, daß sie die Frau eines Försters war, der auch katholisch war, aber schon jahrelang nichts mehr von seinem Glauben gehört hatte. Der Pfarrer versprach, ihm das nächste Mal einen Besuch zu machen und dabei verabredete er dann mit dem Mann, daß er ihn immer an dem Sonntag, an dem in Polzin Gottesdienst war, im Auto dorthin mitnehmen wolle. Und von dieser Zeit an war noch ein weiterer Gast im Auto, wenn nach Polzin gefahren wurde. Überhaupt war es das Bestreben des Pfarrers, es den Leuten so leicht als nur möglich zu machen, damit sie wenigstens alle vier Wochen an dem Gottesdienst in ihrer Gegend teilnehmen konnten. Auf dem Wege zu den Stationen nahm er regelmäßig zwei bis drei Personen mit. Dann fuhr er vor dem Gottesdienst noch in die Dörfer, die keine Verbindung zum Gottesdienstort hatten und holte ein paar Leute ab. Nach dem Gottesdienst fuhr er dann wieder eine andere Gruppe nach Hause und die erstere mußte laufen.

Neben dem Gottesdienst lag ihm vor allem die Sorge für den Religionsunterricht sehr am Herzen. Einmal in jeder Woche hatten die Kinder nur Unterricht, weil es zu viel Stationen waren. Da nahm er auch von unterwegs Kinder mit, holte sie noch von verschiedenen Orten heran, und fuhr nach dem Unterricht einen Teil wieder nach Hause. Für die Stunde Unterricht brauchte er für die vielen Nebenfahrten immer viel längere Zeit, aber er hatte die Freude, daß die Kinder selten eine Stunde versäumten, denn mit dem Pfarrer Autofahren war ja immer ein Ereignis. Daß es für den Pfarrer und seine Begleitung keine reine Freude war, war durch die Verhältnisse, in denen ein großer Teil der Kinder lebte, begründet. Die Kinder „dufteten“ nach Stall und Schweiß, es konnte einem manchmal übel werden. Als eines Tages einmal ein Feriendiakon mitfuhr, fragte dieser plötzlich: „Kann ich nicht auf meiner Seite das Fenster aufmachen?“ Verständnisinnig lächelte der Pfarrer und sagte: „Ja, du kannst dir sogar eine Zigarette anzünden“. Es war sicher mal wieder zu einer Zeit, in der er selbst nicht rauchte. Das war überhaupt ein Kapitel für sich: der Pfarrer und die Zigarren. Manchmal, wenn er wieder sehr viel geraucht hatte, sagte er: „Nun habe ich wieder soviel Geld in die Luft geblasen, und soviel armen Leuten hätte ich mit dem Gelde eine Freude machen können“. Da überraschte er eines Tages alle mit dem Vorsatz: „Ich werde ein ganzes Jahr lang nicht mehr rauchen“. Es war ihm

ein großes Opfer, aber er hat durchgehalten. Nach einem Jahr, es war im Februar, sagte er aber: „So lange werde ich nicht wieder auf die Zigarren verzichten, es war doch sehr schwer“. Man hatte ihm gesagt, er würde sich in dem einen Jahr das Rauchen vollkommen abgewöhnen, aber das war nicht der Fall. Auch nach einem Jahr Enthaltbarkeit schmeckte ihm die Zigarre wieder recht gut.

In den Weihnachtsferien 1932 brachte er aus Güntershagen zwei Kinder mit, die sich mal im Pfarrhaus erholen sollte. Sie konnten kaum zum Gottesdienst kommen, weil der Ort zu abgelegen war. Sie erhielten jeden Tag Unterricht, mußten der hl. Messe beiwohnen, damit sie einen kleinen Schimmer von allem bekamen. Sie aßen mit am Tisch und er war immer verwundert, daß die Kinder verhältnismäßig wenig aßen. Aber eines Tages gab es Milchreis, und da sagte der Junge nach dem Essen plötzlich: „Gott sei Dank, endlich einmal satt gegessen“. Das gab eine Erstaunen und der Pfarrer sagte: „Aber Karlchen, du kannst dich doch immer satt essen“. Man merkte daraus, daß die Kinder den größten Teil der Speisen nicht kannten und deshalb immer wenig aßen. Bei Milchreis war es etwas anderes, den hatten sie sicher zu Hause als Festessen bekommen. Durch solche kleinen Vorkommnisse lernte der Pfarrer die Kinder immer näher kennen und verstehen.

Im Jahre 1933 wurden das erste Mal von ihm Kinder aus der Dramburger Pfarrei zur Erstkommunion vorbereitet. Es waren insgesamt 28 Kinder, von denen nur 4 so nahe wohnten, daß sie öfter zum Unterricht kommen konnten. Alle anderen Kinder mußten in Gruppen zu 3 und 4 auf eine Woche ins Pfarrhaus kommen, wo sie einen ganz intensiven Kommunionunterricht erhielten. Der Plan war genau festgelegt, und nun fing ein eifriges Arbeiten an. Mit der hl. Messe begann der Tag. Es waren einige Kinder dabei, die noch nie einer solchen beigewohnt hatten. Sie mußten dabei laut beten und immer wieder wurde erklärt, was nun auf dem Altar vor sich ging. Nach dem gemeinsamen Frühstück ging der Unterricht los. Erst beim Pfarrer, dann Singen beim Küster, dann Wiederholung usw. Etwas freie Zeit hatten die Kinder auch. Da konnten sie sich dann in der Stadt umsehen. Große Freude machte ihnen das Kino, das dem Pfarrhaus gegenüber lag. Einmal fragten sie, ob sie sich mal die Bilder ansehen dürften. Draußen war es sehr schmutzig, und erst sollten sie nicht hinaus. Aber die Erlaubnis wurde schließlich doch gegeben und da zeigte es sich, daß sich auch die einfachen Kinder taktvoll benehmen konnten. Sie nahmen ihre Hausschuhe mit, und stellten sie an der Haustür auf die Treppe. Als man sie fragte, warum sie das täten, meinten sie, sie würden beim Hereinkommen gleich ihre schmutzigen Schuhe ausziehen und dann Haus und Wohnung nicht beschmutzen.

Es war so eingerichtet, daß die Kinder einen Sonntag im Pfarrhaus waren, damit sie auch mal einen Sonntagsgottesdienst in der Kirche erleben konnten. Am Nachmittag durften sie dann alle ins Kino gehen. Der Pfarrer stand auf dem Standpunkt, die Kinder müßten es so schön haben, daß sie noch als Großmutter und Großvater erzählen müßten, wie schön es damals im Pfarrhaus bei der Vorbereitung auf die Erstkommunion war. Wenn dann die Woche vorbei war, wurden die Kinder wieder nach Hause gefahren und bis zur Erstkommunion wurde im wöchentlichen Religionsunterricht wiederholt, damit sie nichts vergessen sollten. Die Wochen mit den Kindern waren für alle Teile eine große Belastung, aber der Pfarrer hatte keine andere Möglichkeit, an die Kinder anders heranzukommen. Es ist nur zu wünschen, daß sich seine gute Absicht, den Kindern ein bleibendes Erlebnis zu vermitteln, auch verwirklicht hat.

Als im nächsten Jahr die Zeit der Vorbereitung wieder herankam, fragte der Bonifatius-Verein an, ob von der Dramburger Gemeinde nicht Kinder zur religiösen Erziehung nach Westfalen geschickt werden könnten. Der Gedanke wurde von Pfarrer sehr gern aufgenommen, und nun fing das Planen an, wie man es am günstigsten machen könnte, und welche Kinder dafür in Frage kämen. Der erste

Transport ging nach Warstein i. Westf. Es nahmen 15 Kinder daran teil. Die Kinder blieben 5-6 Monate dort, wurden auf die Erstkommunion vorbereitet, eingekleidet, und erfuhren im allgemeinen soviel Lieb von den Pflegeeltern, daß es ein Jahr darauf schon keine Schwierigkeiten mehr machte, die Dramburger Eltern zu bewegen, ihre Kinder nach Westfalen zu schicken. Der zweite und dritte Transport ging nach Hoetmar. Der dortige Dechant nahm den Pfarrer und die Kinderliebevoll auf und versprach dem Pfarrer, sich dieser religiösen „Bleichgesichter“ besonders anzunehmen. Die Herren ahnten damals beide nicht, daß sie einmal ein gleiches Schicksal in Bezug auf Dachau erleben sollten.

Die einfachen Landarbeiter merkten immer mehr, ein wie großes und gutes Herz ihr Pfarrer hatte. Zu den Weihnachtsfesten kamen aus den westfälischen Klöstern regelmäßig große Kisten mit Wäsche und Kleidungsstücken für Kinder und Erwachsene an. Da war es dem Pfarrer immer eine sehr große Freude, wenn er recht vielen seiner Gläubigen etwas schenken konnte. Wie viel Pakete hat er doch in seinem Auto weggefahren! Es war immer ein Fest, wenn er auspackte und dann schon einteilte, für wen die einzelnen Stücke sein sollten. Die Landarbeiter hatten ja nicht soviel Geld, um sich Kleidung kaufen zu können, und da war es schön, wenn in dieser Weise geholfen werden konnte. Die Leute revanchierten sich dann auch und brachten ins Pfarrhaus von ihren Erträgen, um auch ihrerseits ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Es war dem Pfarrer immer etwas peinlich, von den armen Leuten etwas annehmen zu müssen, und er rettete sich dann immer durch einen Scherz, in dem er sagte: „Meine Mutter hat immer gesagt, wenn du etwas kriegen kannst – nimm, und wenn du etwas geben sollst –überleg dir’s“. Beim Geben hat er aber nicht so oft überlegt, er gab immer mit vollen Händen. Es kam auch vor, wenn er etwas geschenkt bekommen hatte, daß er es einer alten Frau oder einem Kind gleich weitergab. Der Betreffende mußte dann aber hinten herum gehen, damit der Geber nicht ahnte, daß sein Braten, oder was es sonst war, nicht im Pfarrhaus den Küchenezettel bereicherte. Nur wollte der Pfarrer nicht, daß die Leute das merkten. Er hatte einmal in Rudow noch mit dem Weiterverschenken weh getan, und das wollte er vermeiden. Dort hatte er einmal Besuch, zu dem sich die Schwiegermutter seiner Schwester gesellte, die bei ihm im gleichen Hause wohnte. Diese bewunderte seine vielen schönen Sofakissen, die alle von fleißigen Händen gearbeitet und ihm geschenkt waren, und da sagte er, großzügig wie immer, sie könne sich eins aussuchen. Sie wählte auch ein schönes Kelimkissen und zog vergnügt damit ab. Die andere Besucherin war diejenige, die mit vieler Mühe das Kissen gearbeitet hatte. Als sie ihm das sagte, tat es ihm doch sehr leid, aber rückgängig konnte er das Geschenk leider nicht mehr machen. Damals hatte er gemerkt, daß man bei aller Liebe und Freundlichkeit doch auch anderen weh tun konnte, und das hat er dann später immer zu vermeiden gesucht.

Eines Tages kam er von einem Außengottesdienst und erzählte: „Heute war einer bei mir zur Beichte, der hat gleich im Voraus seine Buße entrichtet“. Ein Schüler von einem weit entlegenen Dorf war zu ihm gekommen, hatte ihm einen Karton überreicht mit den Worten: „Herr Pfarrer, das ist für sie“, um dann ohne Übergang fortzufahren, „in Demut und Reue bekenne ich meine Sünden“. In dem Paket war eine fette pommersche Gans, und weil es ihm zu viel dünkte, die allein mit seinem Personal zu verzehren, wurde eine Familie aus der Stadt zum Gänsebratenessen eingeladen. Das war auch damals schon eine Freude, trotzdem man immer noch alles bekam, was man kaufen wollte.

Auch wenn Bettler kamen, mußten sie regelmäßig essen und ein Almosen erhalten. Er ging selbst in die Speisekammer und machte Brote zurecht, nur damit es recht schnell ging, und brachte es ihnen dann selbst in die Veranda, wo die Leute warten mußten.

Er scheute auch lange Wege nicht, um irgendwo zu helfen. Einmal war eine Familie in ein ganz entlegenes Dorf zugezogen, die fast nichts zu essen hatten. Der Mann war im Pfarrhaus gewesen und hatte erzählt, wie schlecht es ihnen ginge. Da ließ der Pfarrer viel Lebensmittel einkaufen und brachte sie selbst in einem Rucksack ca. 8 km weit über Land zu der Familie. Mit dem Auto war das Dorf nicht zu erreichen, also mußte er zu Fuß gehen. Die Familie war nicht wenig erstaunt, als sie ihren Pfarrer bei gerade sehr schlechtem Wetter und fast ungangbarem Feldweg mit den Liebesgaben kommen sah.

Zu einer anderen Familie, die aus Danzig zugezogen war, ging er jede Woche einmal zum Unterricht. Es waren dort 4 Kinder, mit dem Auto war der Ort nicht zu erreichen, und da ging der Pfarrer lieber zu Fuß die 1 ½ Stunden hin, um den kleineren Kindern nicht die Anstrengung eines so weiten Weges zuzumuten. Er ging beinahe niemals, ohne etwas mitzunehmen. Sei es im Herbst große Tüten mit Obst oder zu Weihnachten die Kleiderpakete. Er vertrat immer die Meinung, daß die seelische Hilfe mit der leiblichen eng verbunden sei.

Der große Obstgarten gab ihm überhaupt Gelegenheit, vielen Freude zu machen. Im ersten Jahr sagte er den Gläubigen, sie könnten sich so viel Obst holen, wie sie haben wollten. Er wollte nicht ernten, wo ein anderer noch gesät hatte. Später traf er mit dem Nachbarpfarrer von Grünhoff ein Abkommen. Aus dem Dramburger Pfarrgarten wurde fast das ganze Obst an das Kloster Grünhoff geliefert, und dafür nahm Grünhoff aus Dramburg Kinder auf, die religiös gefährdet waren. Der Pfarrer überzeugte sich bei seinen Besuchen dann öfter, welche Fortschritte die Kinder gemacht hatten. Ein kleines Mädchen erzählte ihm freudestrahlend, daß sie das Vater unser schön gelernt hätte. Sie mußte es ihm aufsagen und als sie fertig war, fuhr sie fort: „Die zweite Strophe kann ich auch schon: Gegrüßet seist du, Maria“

Grünhoff war Kommunikantenanstalt, Waisenhaus und Haushaltsschule. Dort hat er immer nette Stunden verlebt, und unter den Kindern fühlte er sich sehr wohl. Er erzählte ihnen auch alle seine Geschichten und Witze, die er wußte. Als nach einigen Jahren einer seiner Bonifatianer Jünglinge als Feriendiakon nach Grünhoff kam, und dort nun mit den Geschichten anfangen wollte, die ihm als Junge immer imponiert hatte, sagten die Grünhoffer lachend: „Das kennen wir schon, das hat uns der Dramburger Pfarrer viel schöner erzählt“.

Die Ordensschwwestern schätzte er sehr hoch. Er sagte einmal: „ Mit Schwestern würde ich immer sehr gut auskommen, weil ich sie sehr hoch achte. Die hätten sicher auch noch einen Mann bekommen: Stattdessen plagen sie sich mit fremden Kindern und Kranken, sitzen den ganzen Tag stopfend und flickend und haben rein äußerlich gesehen, wenig vom Leben“. Seine Stellung zu den Frauen im Großen und Ganzen erläuterte er einem Confrater einmal folgendermaßen: „Wir Männer bilden uns etwas ein auf unsere Muskeln und weil wir die Krone der Schöpfung sind. Aber vor dem Herrgott sind wir ganz klein, da ist die Frau groß. Wer stand denn unter dem Kreuz? Maria, eine Frau, und Magdalena ließ sich nicht beiseiteschieben. Und die anderen frommen Frauen haben wenigstens durch ihre Tränen und ihr Mitleid gezeigt, daß sie zu ihm gehörten. Von den Männern war nur Johannes, der Jüngste, da. Und wo war der Felsenmann Petrus? Ausgerissen! Und wie war es später? Eine Katharina von Siena hatte den Mut, dem Heiligen Vater zu sagen, daß sein Platz in Rom und nicht in Avignon sei. Und sie erreichte, daß der Papst nach Rom zurückkehrte. In dieser Hinsicht gibt es eine Fülle von Beweisen“. Er ließ sich auch durch keine Einwände von seiner hohen Meinung über die Frau im Allgemeinen abbringen.

Das Verhältnis zu den Nachbarggeistlichen war in Pommern ein viel herzlicheres und besseres als in

dem großen Berlin, wo alle viel näher beieinander wohnten. Ab und zu trafen sich die Herren bei dem einen oder anderen, und immer fuhr der Pfarrer gern zu einem „schwarzen Konvent“. Auch mit dem Pfarrer von Tempelburg war er befreundet, wenn dieser seine Hilfe in der Seelsorge brauchte, konnte er sicher sein, daß Pfarrer Froehlich ihn nicht in Stich ließ. An Donnerstagen, nach dem Unterricht in Polzin, wurde fast regelmäßig der Umweg über Tempelburg gemacht, um dort einen kurzen Besuch zu machen.

Als im Jahr 1933 der Nationalsozialismus an die Macht kam, vergrößerte sich das Arbeitsgebiet. Es wurden Landjahr- und Arbeitsdienstlager errichtet. Die Menschen wurden durcheinander gewürfelt. Aus den katholischen Gebieten wurden die Kinder und Jugendlichen in die Diaspora versetzt. 1934 waren die ersten Landjahrlager entstanden. Im Dramburger Pfarrbezirk wurden vorerst zwei Mädchenlager, in Seehof bei Nörenberg und in Sponbrügge errichtet. Je nach dem Entgegenkommen der Führerin war es möglich, die Kinder mit Gottesdienst zu versehen oder nicht. Im Lager Seehof wurde der Gottesdienst zuerst im Tagesraum des Lagers gehalten, in den folgenden Jahren in der Schule in Nörenberg. Die Mädchen waren vorwiegend aus Schlesien, meist alle aus einem Ort, und zeigten viel Interesse. Manche waren traurig, wenn sie den primitiven Altar sahen, aber immer sagte ihnen der Pfarrer zuerst, in Bethlehem war es auch nicht schön, und doch war der Herrgott da. Es kommt nicht auf die schöne Kirche an, der Heiland kommt auch in eine Schulklasse auf einen gewöhnlichen Tisch als Altar. Der Weg nach Sponbrügge war schwierig. Zuerst führte er 10 km über Chaussee, und dann weitere 8 km durch den Wald. Wald- und Feldwege liebte er nie, dazu war ihm das Auto zu schade. Bei der ersten Fahrt nach Sponbrügge war er vom Weg abgekommen. Er wußte bald nicht mehr ein noch aus, immer wieder Waldwege und kein Herauskommen. Menschen waren nicht in der Nähe, die er nach dem richtigen Weg fragen konnte, aber letzten Endes kam er doch mit großer Verspätung in Sponbrügge an. Die Mädels hatten schon die Hoffnung auf einen Sonntagsgottesdienst aufgegeben. Mit der Führerin hatte der Pfarrer später Differenzen. Sie hatte die Mädchen, unter 40 Kinder waren 5 Protestanten, zur Erntedankfeier in die evangelische Kirche mitgenommen. Der Pfarrer sagte ihr, dazu hätte sie kein Recht. Darauf schrieb sie ihm: Die katholische Kirche müsse doch um ihre Gläubigen sehr große Angst haben, wenn sie nicht einmal gestatte, daß sie auch die anderen hören dürften. Der Pfarrer schrieb ihr zurück: Ihr Einwand ist nicht stichhaltig. Als Beispiel folgendes: Stellen sie heute Abend mal den Moskauer Sender ein und hören sie mit allen ihren Mädels die Nachrichten. Was würde ihnen da blühen? Der Staat hat es verboten, Moskau zu hören. Und warum tut er das? Weil er nicht jedem soviel zutraut, das Falsche vom Richtigen unterscheiden zu können. Genau so macht es die katholische Kirche. Sie verbietet es ihren Gläubigen, der anderen Konfession zuzuhören, weil sie nicht jedem zutraut, das Wahre vom Falschen zu trennen. Auf diesen Einwand konnte die Führerin nichts mehr erwidern.

Mit den Jungenlagern war es schlimmer. Die Jungen mußten sonntags oft Wanderungen machen und konnten deshalb nicht zur hl. Messe gehen. In Dramburg selbst war ein Lager, aber nicht einmal diese Jungen erschienen regelmäßig. Einmal, vor einem Feiertag, wollte der Pfarrer mit den Führern Rücksprache nehmen, um sie zu bewegen, die Jungen zum Gottesdienst zu schicken. Sie wollten sich nicht sprechen lassen und meinten, sie würden erst spät abends zu Hause sein. Der Pfarrer ließ sich aber nicht abweisen und sagte sich für 9 Uhr abends an. Es dauerte Stunden, ehe er wieder nach Hause kam, und man dachte schon, man hätte ihn festgenommen und überhaupt nicht mehr nach Hause gelassen. Gegen $\frac{3}{4}$ 1 Uhr kam er endlich, und am anderen Morgen erzählte er von seinen Bemühungen, die leider keinen Erfolg gehabt hatten.

Es waren noch an anderen Orten Landjahrlager, und wenn es möglich war, hielt der Pfarrer für die Jungen und die übrigen Gläubigen besonderen Gottesdienst. Einmal war ein solcher in Wusterwitz, und dort hatte er einen Disput mit dem Führer. In der ersten Predigt sagte er den Jungen, daß sie sich so betragen müßten, daß der Führer sagen müsse, gerade die katholischen Jungen sind meine besten, sie sind am verträglichsten und am fleißigsten. Dann sprach er weiter davon, daß sie auch im Lager immer daran denken müßten, daß sie sich vor schlechter Lektüre etc. hüten müßten. Nicht alles dürft ihr lesen, sagte er, z.B. nicht den Mythos, selbst wenn er in eurer Lagerbibliothek steht. Da unterbrach der Führer plötzlich die Predigt und sagte: "Das dürfen sie nicht sagen, sie greifen Einrichtungen des Lagers an". Der Pfarrer sagte ihm sehr ruhig: „Sie dürfen mich in der Predigt nicht unterbrechen, das Recht steht ihnen nicht zu“. Der Führer redete noch einmal dagegen und der Pfarrer sagte ihm noch einmal sehr bestimmt: „Sie dürfen mich nicht unterbrechen“. Es war sehr peinlich, und nach der hl. Messe ging es weiter. Als die Jungen den Raum verlassen hatten, nahm sich der Pfarrer den Führer vor und machte ihm Vorhaltungen, wie er sich unterstehen könne, die Predigt zu unterbrechen. Dieses Recht stände nicht einmal der Polizei zu. Der Führer verteidigte sich und sagte, der Pfarrer hätte eben gegen Lagereinrichtungen Stellung genommen und das dürfe er nicht. Es gab Hin- und Widerrede und schließlich sagte der Pfarrer: „Wenn sie mich melden wollen, bitte tun sie es. Ich mache sie aber darauf aufmerksam, daß sie dann die längste Zeit Führer gewesen sind, denn dann werde ich diesen Fall auch melden“. Der Führer wurde nun etwas kleinlauter und man einigte sich, nichts weiter zu unternehmen. Aber Gottesdienst wurde in Wusterwitz nicht mehr gehalten, jedenfalls kam auf eine Anfrage der Bescheid, das Lager wäre unterwegs. Zuhörer bei dem ganzen Vorfall war ein Theologiestudent, Arbeitsmann im Lager Dramburg. Unterwegs fragte er den Pfarrer ganz begeistert: „Haben sie das bei den Jesuiten gelernt, von der Defensive sofort in die Offensive zu gehen und damit den anderen einzuschüchtern?“ Lächelnd verneinte er, aber dieser Vorfall hatte ihn doch mehr aufgeregt, als er zeigen wollte.

Zu den Kindern im Landjahrlager, die seelsorglich zu betreuen waren, kamen noch die Ferienkinder, die in den Dramburger Bezirk, speziell aus Bochum, kamen. Sie waren als Hütejungen und leichte Arbeitskräfte bei den Bauern untergebracht, und an diese heranzukommen, war sehr schwer. Die meistens Bauern wollten es nicht erlauben, daß die Kinder die Zeit dafür aufbrachten, wochentags einen Nachmittag zum Unterricht und Sonntagvormittag zum Gottesdienst zu gehen. Wie viele Fahrten und Wege und Besuche der Pfarrer für diese Kinder machte, ist nicht zu zählen. Für den Unterricht mußten neue Stunden eingerichtet werden, weil die Jungen meist in den Orten waren, in denen keine katholischen Kinder zur Schule gingen. Um den Kindern aber doch einmal Gelegenheit zum Gottesdienst zu geben, kam er auf eine Idee. Er schrieb an die Heimatpfarrer der Kinder und bat sie, doch einen kleinen Betrag für die seelsorgliche Betreuung zu schicken, er könne dann einen Omnibus mieten, und die Kinder zum Gottesdienst abholen lassen. Die Herren gingen auch darauf ein, und eines Sonntags rollte ein großes Auto, das mindestens 30 Personen fassen konnte, aus Dramburg heraus, um die Kinder abzuholen. An der Chaussee warteten sie schon, und es war für alle eine große Freude, zum Gottesdienst gefahren zu werden und nachher wieder so zurückzukommen. Aber sehr oft ließ sich das nicht durchführen, weil die Kinder nicht häufig die Zeit dazu bewilligt bekamen. Einmal kamen vor Ostern vier Jungen und erzählten, daß sie gern am Feiertag zum Gottesdienst kommen wollten, aber sie könnten die 10-12 km nicht zweimal zu Fuß machen. Der Pfarrer machte ihnen den Vorschlag, sie am 1. Feiertag um 7 Uhr früh mit seinem Auto abzuholen, und sie gingen gern darauf ein. Als man ihm sagte, daß um 7 Uhr doch die Auferstehungsfeier sei, meinte er: „Die muß eben ausfallen, vier Seelen sind wichtiger, es muß immer die große Linie gehalten werden“. Das war seine Einstellung, die große Linie muß eingehalten werden.

Einem der Jungen wollte es bei dem Bauer, zu dem er gekommen war, absolut nicht gefallen. Er wandte sich an die Stelle, die ihn dorthin vermittelt hatte, aber es konnte keine Abhilfe geschaffen werden. Da machte er sich kurzentschlossen auf, um wieder nach Hause zu fahren. Bis Stettin kam er, da wurde er aufgegriffen und nach Dramburg zurückgeschickt. Er wollte unbedingt zu einer katholischen Familie. Eines Tages kam ein Herr mit dem Jungen, um den Pfarrer zu fragen, ob der nicht eine katholische Familie wüßte, die den Jungen aufnehmen könnte. Der Pfarrer wollte es versuchen und behielt den Jungen einstweilen im Haus. Es fand sich aber keine katholische Familie, die den Jungen aufnehmen konnte, und so blieb er im Pfarrhaus. Er betätigte sich im Garten, war fleißig und immer guter Dinge. Durch den Aufenthalt im Pfarrhaus war er sicher zu seiner späteren Berufswahl angeregt worden. Er wollte ins Kloster gehen und hat es auch getan. Nach Jahren schrieb er einmal aus einem belgischen Kloster, daß er als Ordensbruder glücklich und zufrieden sei.

Aber nicht nur Kinder waren zu erfassen, auch die männlichen und weiblichen Arbeitsdienstlager schafften neue Arbeit. Allerdings mußte sich der Pfarrer da auf den Eifer der Einzelnen verlassen, denn die Lager durfte er als katholischer Geistlicher nicht betreten. Es waren jedesmal sehr nette Menschen dabei, viele kamen zum Pfarrer und erzählten ihm von ihren Schwierigkeiten, die sie im Lager hatten und er stand ihnen mit Rat und Tat bei. Alle hatten jedenfalls das Bewußtsein, wenn mir keiner helfen will, ins Pfarrhaus kann ich immer kommen, dort ist immer jemand, der einen Rat weiß.

Wegen des Gottesdienstbesuches der Arbeitsmänner hatte er manchen Kampf mit den vorgesetzten Stellen zu bestehen. Einmal wurde er wegen einer Beschwerde seinerseits zur Gestapo nach Köslin zitiert, und über diesen Fall hatte er an den Katholischen Seelsorgsdienst unter dem 29.4.1935 wie folgt berichtet:

Anbei einen Schriftverkehr mit dem Arbeitsdienst der NSDAP Falkenburg zur gefl. Kenntnisnahme. Auf Grund meines letzten Schreibens wurde ich für den vergangenen Freitag zu einer Rücksprache bei der Staatspolizei in Köslin, Zimmer 27, zu erscheinen „gebeten“. Die Unterredung verlief folgendermaßen:

„Sie werfen dem Arbeitsdienst vor, er zwinge die Arbeitsmänner zum akatholischen Gottesdienst. Das trifft nicht zu“.

„Nach ihrer Meinung, ich habe Zeugen für eine Nötigung“.

„Ist es schon so etwas Schlimmes, wenn Katholiken am evangelischen Gottesdienst teilnehmen? Ich als evangelischer Christ habe schon wiederholt am katholischen Gottesdienst teilgenommen“.

„Ja, es ist etwas sehr Schlimmes. Am Heldengedenktag erwartet der Staat und die Gemeinde von den Konfessionen einen besonderen Gottesdienst. Ich habe für die Arbeitsmänner besondere Plätze reserviert. Die katholischen Arbeitsmänner kamen nicht. Das war zunächst für uns äußerst blamabel, wenn Katholiken am katholischen Gottesdienst nicht teilnehmen wollen. Es ist aber ein Unrecht, wenn Katholiken kommen wollen und davon abgehalten werden“.

„Es hieß: Antreten zum Kirchgang. Das ist doch freiwillig. Die Katholiken hätten sich doch melden können“.

„Nein. Antreten zum Kirchgang war ein Befehl, war Dienst. Zwei Arbeitsmänner sagten mir auf Anfrage: Wir konnten den Dienst nicht verweigern, das dürfen wir nicht, Kirchgang war an diesem Tage Dienst. Wir glaubten, es gehe zum Heldendenkmal und von da aus nach Konfessionen getrennt zur Kirche. Daraus geht hervor, daß der Befehl mindestens zweideutig war. Die Leute wußten nicht, in welche Kirche es ginge. Der evangelische Gottesdienst war aber gemeint und gewollt, denn zwei Katholiken haben sich beim Führer gemeldet und wollten zur katholischen Kirche gehen, weil sie als

ältere Arbeitsmänner einen evangelischen Kirchgang schon ahnten oder wußten. Der Führer sagte ihnen, ich kann euch zwar nicht halten, tut mir aber den Gefallen und kommt mit uns. Ich muß also darauf bestehen, daß ein eindeutiger Befehl zum Kirchgang gegeben wurde“.

„Sie schreiben, sie wollen die Leute zum Gehorsam verweigern auffordern, haben sie das getan?“

„In einem gleichen Fall, wo Katholiken im Lager Kl. Mellen zum evangelischen Gottesdienst (Hindenburggedenkfeier) kommandiert worden sind, habe ich es getan. Der Gehorsam wurde auch verweigert. Im obigen Fall werde ich es bei passender Gelegenheit noch tun“.

„Als Seelsorger haben sie ja das Recht“.

Dieses Gespräch wurde inhaltlich protokollarisch festgehalten. Die Antwort der Gegenseite wird erwartet. Ich bemerkte noch: „Wollen sie mich immer nach Köslin zitieren? Das wird für mich zu kostspielig“. „Nein“, wurde mir geantwortet, „wir haben so einen Fall noch nicht gehabt, deswegen wollten wir die Sache mündlich besprechen“.

Daß der gute Wille bei der Leitung des RAD nicht immer vorhanden war, zeigt auch ein Schriftwechsel, den er mit der Gruppe in Bad Polzin führte. Diese Gruppe wollte den Gottesdienst nicht bekanntgeben, weil die Benachrichtigungen immer mit „Grüß Gott“ unterschrieben waren. Am 23.9.1935 teilte er dem Arbeitsgau 4 in Bad Polzin seine Stellungnahme dazu schriftlich mit:

Auf Ihr Schreiben vom 21.d.M. erlaube ich mir, Ihnen Folgendes zu erwidern:

Seien Sie versichert, bei meinem Alter von 44 Jahren, bei einem gewissen Grad von Bildung und bei der Vaterlandsliebe, die jedem Katholiken religiöse Pflicht ist, dürfte ich wohl wissen, was „heute Vorschrift und eigentlich selbstverständlich ist“. Sehen Sie darum von weiteren Belehrungen dieser Art gütigst ab. Ich grüße und endige meine Briefe mit „Grüß Gott“ aus folgenden Gründen:

- 1. Bei dem heute leider gespannten Verhältnis zwischen Kirche und Staat würde sicher mancher mit dem Finger hinter mir herzeigen und sagen, wenn ich Heil Hitler grüßte: Schau, auch ein Konjunkturritter! Ich bin zu stolz, um als solcher in Ihre Reihen einzugehen.*
- 2. „Grüß Gott“ ist bei Christen, und „Gelobt sei Jesus Christus“ bei Katholiken ein alter deutscher Gruß und noch lange nicht dasselbe wie „Heil Moskau“. Gott und Christen sollten im Dritten Reich, das nach den Worten des Führers ein christliches ist, einen guten Klang haben.*
- 3. In einem früheren Schreiben lehnten Sie die Bekanntgabe des Gottesdienstes ab, weil damit nach Ihrer Meinung ein Druck ausgeübt würde. Ich bitte Sie, vermeiden Sie auch jeden Druck, um Ihre politische Weltanschauung zu verbreiten, wie Sie es von mir erwarten, daß ich es mit meiner religiösen Weltanschauung tue. Politische und religiöse Weltanschauungen werden durch Überzeugung, niemals aber durch Druck gewonnen.*
- 4. In der Heiligen Schrift heißt es: „Nicht derjenige, der zu mir Herr, Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der, welcher den Willen Gottes tut“. Ich hoffe auch, daß es heißt: Nicht derjenige wird in das Dritte Reich eingehen, der Heil, Heil sagt, sondern derjenige, der den Willen des Führers tut. Bei fünf Jahren Frontsoldat, bei vierzehnjähriger Priesterzeit, hoffe ich, dem Vaterland und meinen Mitmenschen mindestens ebensoviel getan zu haben, wie Sie auch. Ja, ich fürchte, Sie würden beschämt die Augen sinken lassen, wenn wir unsere Taten um Vaterland und Mitmenschen vergleichen würden.*
- 5. Ich habe auch ebenso meine Briefe an gleichwertige und Ihnen vorgesetzte Behörden endigen lassen und habe auch die Staatspolizei in Köslin so begrüßt. Seien Sie darum nicht gewissenhafter als andere Behörden und Ihre Vorgesetzten, und polizeilicher als die Polizei.*

6. *Laut Konkordat, d.h. auf das Wort des Führers hin, ist jedem Katholiken freie religiöse Betätigung zugesagt. Ich bin darum stolz auf die Uniform des Priesters und auf den katholischen bzw. christlichen Gruß, wie Sie es auf Ihre Uniform und Ihren Gruß sind. Ich habe mindestens ebensoviel Mut, diese Uniform und diesen Gruß zu zeigen, wie ich es auch bei Ihnen voraussetze.*

Wenn Sie eine weitere Bekanntgabe des Gottesdienstes ablehnen, so dürfte das, wo wir in einem christlichen Staat sind, zu bedauern und zum Schaden der Katholiken sein, deren religiöse Betätigung dadurch erschwert wird. Diesen unseren Schriftverkehr werde ich meiner Bischöflichen Behörde zur Kenntnis geben, gleichzeitig anfragen, ob ich einen anderen Standpunkt einnehmen soll. Grüß Gott!

Die Antwort auf dieses Schreiben liegt nicht vor, nur ein weiteres Schreiben des Pfarrers vom 1.10.1935 an die gleiche Stelle:

In Ihrem Schreiben vom 27. September teilen Sie mir mit, Sie könnten aus dienstlichen Gründen auf mein Schreiben nicht näher eingehen. Ich erlaube mir darum, Ihnen die Abschrift eines auch für Sie sicher maßgebenden Runderlasses zugehen zu lassen. Nach diesem Runderlaß sind Sie nicht verpflichtet, mit dem Gruß „Heil Hitler“ Ihre Briefe enden zu lassen, noch sind Sie berechtigt, von anderen Behörden diesen Gruß am Ende des Briefes zu fordern. Sie dürften, nach meiner Meinung, jetzt im Klaren sein, „was sie mit Recht von dem Vertreter einer deutschen Kirchenbehörde voraussetzen dürfen“.

RdErl.d.RuPrMdJ. vom 26.7.1935, betr. Anwendung des Grußes „Heil Hitler“ im amtlichen Schriftverkehr. (I A 7405-5100)

.... Im rein dienstlichen Schriftverkehr zwischen Behörden, sei es der eigenen oder außenstehenden Verwaltung, soll der Gruß unterbleiben, desgleichen auch sonstigen Empfängern dienstlicher Schreiben gegenüber, selbst wenn diese herkömmlicher Weise oder im Einzelfall den Gruß im Schriftverkehr anwenden.

Auf dieses Schreiben erfolgte nie mehr eine Antwort. Man hatte in Bad Polzin wohl eingesehen, daß der katholische Pfarrer sich immer verteidigen konnte, und daß man ihm nichts vorwerfen konnte. Aber alle diese Schreiben sind sicher der Gestapo zugeleitet worden, denn nicht umsonst lag später dort ein ziemlich starkes Aktenstück über ihn vor, das schließlich ausreichte, eine Schutzhaft zu begründen.

1936 waren in den Lagern in und um Dramburg Theologen, die sich sehr an das Pfarrhaus gewöhnten. Johannes Pellen, der in Dramburg war, kam bei jedem Ausgang zum Pfarrer. Das war bald ein offenes Geheimnis. Er wurde eines Tages von einem Führer gefragt: „Gehen sie wieder hin?“, und er antwortete: „Ja, ich gehe da wieder hin“. Sie hatten sich beide verstanden und wußten, daß nur das Pfarrhaus gemeint sein konnte. Und wenn es dann mal Urlaub gab, und sie nicht im Lager bleiben mußten, dann konnten sie im Pfarrhaus schlafen, und das war immer ein Fest. Vor Pfingsten trafen sich die Theologen in Dramburg, es waren sechs, und fuhren dann gemeinsam nach Kolberg, wo der Pfarrer ihnen bei seinem Vorgänger ein Unterkommen vermittelt hatte. Alle waren munter und frisch, nur einer, er war in Kallies stationiert, war eine Ausnahme. Im Seminar war er schon durch seine krankhafte Frömmigkeit aufgefallen. In seinen Bewegungen war er ziemlich langsam und ungeschickt. Beim Abendessen, alles war sehr lustig und froh, sagte er plötzlich: „Im Lager nennen sie mich Blitz“. Erst wußte man keinen Zusammenhang, dann aber wurde der Witz ver-

standen. Er hieß Donnert, und da er so langsam war, wurde er „Blitz“ getauft. Das Lachen saß an diesem Abend so locker, und es war nur schade, daß der Pfarrer gerade in Urlaub war, er hätte die größte Freude gehabt. Wegen des „Blitz“ mußte der Pfarrer dann später einmal zur obersten Leitung des Arbeitsdienstes. Im Lager hatte man ihn in sehr häßlicher Weise angepöbelt und der Pfarrer wollte das nicht ruhig hingehen lassen, sondern schrieb an den Feldmeister, daß solche Sachen doch nicht vorkommen dürften. In einem Brief vom 16.7.1936 schrieb er u.a. an die Gruppe 43 des RAD in Falkenburg:

... Im Schreiben vom 30.v.M. schreiben Sie: „Wenn ein großer Teil der Kameraden gegen ihn als Theologen eingestellt ist, so dürfte daran Devisenprozeß und sittlicher Verfall im Kloster schuld sein“. Ich bin fest überzeugt, daß jeder besonnene und gerechte Mann, so auch die Lagerleitungen, die innere Einrichtung eines Hauses nicht nach dem Inhalt der Aschengrube beurteilt. Mir fällt es auch nicht ein, die inneren Verhältnisse der Partei nach den Verrätern vom 30. Juni und nach den Homosexuellen, die laut Befehl aus der Partei zu entfernen sind, zu beurteilen. Man muß, nicht bloß bei der Partei, sondern ebenso bei der Kirche, Idee und Träger der Idee unterscheiden. Die Idee ist gut, die Träger können manchmal sehr schlecht sein. Wer von uns wrd behaupten wollen, weil ein Judas unter den Aposteln war, seien alle anderen ebenso gesinnt? Die Kirche hat wahrlich soviel Heldengestalten, daß sie sich wohl mit den Heldengestalten der Welt messen kann. Wenn nun nach Ihrer Ansicht Arbeitsmänner die Kirche nach der Aschengrube beurteilen, und dies den Theologen fühlen lassen, so bitte ich Sie, gerade diesen Kameraden klarmachen zu wollen, daß Idee und Träger der Idee zwei verschiedene Dinge sind, die leider nicht immer denselben Wert haben, daß man nicht die Idee nach einigen schlechten Trägern verurteilen darf, daß man die Idee nach ihrem Inhalt werten muß.

Ich bitte nochmals, den Fall Donnert untersuchen und von einer Bestrafung absehen zu wollen. Ich erlaube mir nochmals zu bitten, mir eine mündliche Unterredung zu gewähren. Aug in Aug, offen ins Gesicht, ist deutsche, aber auch christliche Art. Alles Geschriebene kann immerhin nicht den Ton verraten, in dem es gemeint ist. Ich möchte offen und ehrlich alles aufbieten, daß zwischen Kirche und staatlicher Behörde das beste Einvernehmen herrsche.

Am 20.7.1936 mußte er der gleichen Angelegenheit noch einmal schreiben:

So, glaube ich, werden wir nicht zum Ziele kommen, eine unliebsame Angelegenheit aufzuklären, wenn Sie sich auf das energischste verbitten, wo nach meiner Meinung nichts zu verbitten ist. Ich habe sine ira et studio geschrieben. Ich bitte, daß Sie Ihrerseits die Angelegenheit mit demselben Gleichmut behandeln. Ich habe nur den Entscheid, das Urteil im Falle Donnert, das Sie mir im Briefe vom 16. Juli mitteilen, hinsichtlich seiner Billigung angezweifelt. Die Billigung eines Urteils anzuzweifeln, dagegen Berufung einzulegen, bei höheren Instanzen, ist in der Justiz üblich, und ein Vorrecht des Angeklagten und Verteidigers. Ich glaube also, Sie in keiner Weise gekränkt zu haben. Ich bitte nochmals um genaue protokollarische Untersuchung. Ich hoffe, daß eine solche Untersuchung meine Überzeugung bestätigen wird, daß der häßliche Überfall stattgefunden, daß sich die Kameraden dabei sehr unkameradschaftlich benommen haben, und das Donnert nicht gelogen hat. Ich soll die Sache auf die Spitze treiben um sie irgendwie auszuschlachten, schreiben Sie in Ihrem letzten Briefe. Donnert hat mir brieflich mitgeteilt, wie es ihm im Lager geht, hat mir gegenüber sein Herz ausgeschüttet. Das ist etwas, was wohl jeder in Leid und Not Eltern, Freunden und dem Pfarrer gegenüber mit vollem Recht tun darf. Ich meinerseits habe daraufhin eigenmächtig eine Beschwerde bei Ihnen beantragt. Donnert ist ein schwieriger Charakter, hilflos, unbeholfen, etwas menschen-

scheu, aber von Grund aus äußerst gutmütig, in keiner Weise boshaft. Sich eines solchen Menschen anzunehmen, ihm zu helfen, wenn seine Kameraden ihn in häßlicher Weise bedrängen, ist eines jeden Christen, und auch meine Pflicht. Wenn ich also alles aufbiete, um die Ehre eines Theologen zu retten, um einem Bedrängten zu helfen, so kann man doch wirklich nicht sagen, ich treibe auf die Spitze und suche auszuschlachten.

Der Pfarrer erreichte schließlich, daß man ihn zu einer persönlichen Rücksprache kommen ließ. Die Unterredung dauerte stundenlang, und man dachte, sie würde ernstere Folgen haben. Das war nicht der Fall, wenn man davon absieht, daß es ihn wieder in politischer Beziehung belastet hatte. Er erreichte jedenfalls durch sein Eintreten für Donnert, daß dieser nicht bestraft wurde.

Daß die Theologen sonst bei den Führern guten Eindruck machten, konnte man daraus entnehmen, daß einige zum Reichsparteitag nach Nürnberg abkommandiert wurden. Sie mußten sich in Falkenburg sammeln. Eines Abend klingelte noch spät das Telefon: „Herr Pfarrer, wir haben heute Urlaub bis 12 Uhr, wir wissen nicht, was wir anfangen sollen, können sie uns nicht mit dem Auto abholen?“ Das war selbstverständlich, daß er fuhr, und gegen 9 Uhr kam er mit dem vollen Auto nach Hause. Es war für die Theologen ein netter Abend, so ganz außer der Zeit, und gegen 11 Uhr fuhr der Pfarrer alle wieder nach Falkenburg zurück, damit sie pünktlich um 12 Uhr im Lager sein konnten. Er fragte nie, welchen Vorteil er davon hätte, wenn er fuhr, immer stand ihm der Gedanke vor Augen: Wie kann ich den anderen eine Freude machen, wie kann ich ihnen helfen.

Es hatte sich mit der Zeit herumgesprochen, daß der Pfarrer sehr entgegenkommend war. Eines Tages rief das Krankenhaus an: Sie hätten einen jungen Mann, der geheilt entlassen werden soll, ob Herr Pfarrer diesen nicht nach Hause fahren wolle. Es war ein Katholik, der in der Gegend von Labes wohnte, und den der Pfarrer dann auch nach Hause fuhr.

In einem anderen Fall schlug er allerdings die Bitte des Krankenhauses ab. – Eines Abends erschien im Pfarrhaus ein junges Mädchen, die um ein Nachtquartier bat. Sie war angeblich mit der Bahn gekommen und wollte am nächsten Tag weiter fahren. Sie hatte nur eine Handtasche bei sich und erzählte, daß sie ihr Gepäck irgendwo bei Reisegefährten in der Stadt untergestellt hätte. Die ganze Angelegenheit war etwas mysteriös, aber das Nachtquartier wurde ihr nicht verweigert. Sie wollte am Morgen zur h. Messe geweckt werden und wohnte dieser auch bei. Nach dem Frühstück wollte sie den Pfarrer noch einmal sprechen und da sagte sie ihm, sie wolle doch die Wahrheit sagen, sie sei aus dem Krankenhaus ausgerissen. Man hätte sie dort in ein Zimmer gesperrt und sie sei durch das Fenster entwischt. Der Pfarrer rief das Krankenhaus an, und als er sagte, daß ein junges Mädchen in der Nacht im Pfarrhaus geschlafen hätte, die dort ausgerückt wäre, sagte man ihm: „Gott sei Dank, daß sie da ist. Wir haben sie schon die ganze Nacht gesucht, wollten schon den See absuchen lassen, sie ist uns aus der Gummizelle entwischt, auf welche Weise, ist uns nicht klar“. Sie sollte in die Irrenanstalt nach Treptoe/Rega gebracht werden, und man fragte, ob der Pfarrer sie nicht hinfahren würde. Aber das lehnte er doch ab. Eine Fahrt von zweimal 60 km, und dann den ganzen Tagesplan mit Unterricht etc. umstoßen, das konnte er doch nicht. Die Irre wurde dann aus dem Pfarrhaus abgeholt und ging willig mit.

Er konnte es nicht verstehen, wenn jemand sein Entgegenkommen nicht annehmen wollte. Durch die vielen Lager hatte es sich als notwendig erwiesen, einen Geistlichen für die Betreuung dieser Jugendlichen einzusetzen. Als in Dramburg angefragt wurde, ob die Möglichkeit einer Unterbringung vorhanden sei, wurde sofort ein Zimmer für den Herrn eingerichtet. Diese sollte dann mit dem Pfarrer in die einzelnen Orte fahren, dort die Landhelfer und Landjahrlager aufsuchen, und sich mit

ihnen zwecks religiöser Betreuung und Gottesdienst in Verbindung zu setzen. Leider wollte der Herr, der aus dem katholischen Westen kam, und solche Kleinarbeit nicht gewöhnt war, nicht so recht mitmachen, wie der Pfarrer es ihm vorschlug. Er zog es lieber vor, sich schriftlich mit den Einzelnen in Verbindung zu setzen und dadurch zu erreichen, daß die Jungen und Mädels zum Gottesdienst kamen. Da merkte man zuerst, daß der Pfarrer mit seiner Einstellung zur Arbeit ziemlich isoliert stand. Die anderen machten sich das Leben nicht halb so schwer.

Durch die politische Neuordnung erwuchs ihm mancher Ärger, auch manche Aufregung. Als das WHW eingerichtet wurde, und er der NSV beitreten sollte, sagte er dem Herrn, der ihn dazu aufforderte: „Wenn sie zu einem Offizier gehen und ihn auffordern, in einen Tapferkeitsverein einzutreten, wird er das als eine Beleidigung auffassen, denn ein Offizier soll tapfer sein, ohne besondere Aufforderung dazu. Genau so ist es, wenn sie einen Priester auffordern, in einen Liebesverein einzutreten. Er soll nicht nur Liebe predigen, sondern auch Liebe üben, vorbildlich üben, und das tue ich in ausreichendem Maße, ich brauche dazu keinen Verein“. In der Stadt hatte diese Einstellung bei den kleinlichen Parteistellen Unwillen erregt, und in einer Versammlung ließ sich ein Redner hinreißen, darüber zu sprechen. Die Dramburger Zeitung brachte über diese Jahresversammlung der NSDAP einen Bericht, in dem u.a. stand:

Der Ortsgruppenleiter Pg. Buntrock prangerte in dieser Beziehung besonders zwei Personen, die trotz ihrer gesicherten guten Einkommen für ihre hungernden und frierenden Mitmenschen nichts übrig hätten und den Sammlern verschlossene Türen zeigten, öffentlich an und nannte ihre Namen.

Das konnte und wollte er nicht ruhig hinnehmen, und es entstand folgender Schriftwechsel:

Herrn Buntrock, Dramburg

17.1.1934

Sehr geehrter Herr Buntrock!

Der Führer der NSDAP, unser Reichskanzler Adolf Hitler, hat nicht nur für sich oder für seine SA und SS, sondern für das ganze Deutsche Reich sich im Reichskonkordat Artikel 5 zu Folgendem verpflichtet: „In Ausübung ihrer geistlichen Tätigkeit genießen die Geistlichen in gleicher Weise wie die Staatsbeamten den Schutz des Staates; letzterer wird gegen Beleidigungen ihrer Person oder ihrer Eigenschaft als Geistliche, sowie gegen Störungen ihrer Amtshandlungen nach Maßgabe der allgemeinen staatlichen Gesetzgebung vorgehen und im Bedarfsfalle behördlichen Schutz gewähren“.

Was haben Sie getan, Herr Buntrock? Laut Dramburger Zeitung: „Der Ortsgruppenleiter PG. Buntrock prangerte..... besonders zwei Personen, die trotz ihrer gesicherten Einkommen für ihre hungernden und frierenden Mitmenschen nichts übrig hätten.....“. Einem katholischen Priester, der in erster Linie nicht bloß Liebe predigen, sondern auch Liebe in der Tat zeigen soll, obige Dinge vorzuwerfen, ist etwas Ungeheuerliches. Nach meiner Meinung ist dasselbe, als wenn ich einem SA- oder SS-Mann Treulosigkeit seinem Führer gegenüber vorwerfen würde.

Ich behaupte, für die hungernden und frierenden Mitmenschen mit meinem Privatvermögen und mit meinem Diensteinkommen mehr geholfen zu haben, als jeder Angehörige der NSDAP in der Stadt Dramburg, auch als Sie selbst, Herr Buntrock. Sollte aber wirklich jemand von der NSDAP in Dramburg von seinem Privatvermögen und seinem Diensteinkommen für seine Mitmenschen prozentual mehr abgegeben haben, als ich es habe und noch tue, dann bin ich gern bereit, das Fehlende noch nachzuholen.

Sie haben den Mut gehabt, einen katholischen Priester in dieser Hinsicht öffentlich bloßzustellen. Haben Sie auch den Mut, mich anzuhören, wenn ich in derselben Versammlung den Beweis für obige

Behauptung antreten werde? Ich bin gern bereit, meine Ehre vor denselben Leuten öffentlich zu verteidigen.

Hakenkreuz, das Kreuz der deutschen Ehre! D.h. nach meiner Meinung auch: Achte die Ehre des Mitmenschen. Ich erlaube mir, Ihnen und allen Pg. zuzurufen: Deutsches Volk, nach den Worten des Führers sollen wir jetzt ein christliches Volk sei. Ein Volk aber, das leichtfertig seine gottgegebenen Priester an den Pranger stellt, handelt nach meiner Meinung nicht christlich und im Sinne des Führers. Hochachtungsvoll

NB. Mein obiges Schreiben gilt nur, wenn es wahr ist, was mir heut hinterbracht worden ist, daß Sie meinen Namen ausdrücklich genannt haben. Wäre es nicht besser gewesen, wenn Sie mit mir persönlich Rücksprache genommen hätten?

Auf diese Schreiben kam folgende Antwort:

Herrn Pfarrer Froehlich, Dramburg

22.1.1934

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ich erhielt Ihr Schreiben vom 17.1., in dem Sie gegen die angeblichen Äußerungen, die ich auf der Mitgliederversammlung der NSDAP gemacht haben soll, Stellung nehmen. Ich antworte Ihnen darauf das Folgende:

Es stimmt, daß ich Ihren Namen genannt habe, u.z. im Zusammenhang mit der Eintopfgericht-Sammlung. Ich habe darüber Beschwerde geführt, daß gerade die besitzenden Kreise sich an dieser Einrichtung weitaus schlechter beteiligen als die arme und ärmste Bevölkerung, als der deutsche Arbeiter. Ich habe der Versammlung mitgeteilt, daß auch Sie sich an der Eintopfsammlung bisher nicht ein einziges Mal beteiligt hätten. Es dürfte auch Ihnen nicht entgangen sein, daß sämtliche Zeitungen ausdrücklich wiederholt darauf aufmerksam gemacht haben, daß sonstige Spenden zur Winterhilfe nicht von der Eintopfgericht-Sammlung entbinden. Umso mehr mußte es mein stärkstes Befremden erregen, daß gerade Sie sich von dieser Institution ausgeschlossen haben. Das allein habe ich gesagt und kann es auch jederzeit vertreten.

Ich freue mich, daß Sie sich so ausgiebig sonst am Winterhilfswerk beteiligen und bin auch bereit, das der nächsten Mitgliederversammlung zur Kenntnis zu bringen, wenn Sie mir direkt oder durch die örtliche Leitung des Winterhilfswerkes den Nachweis erbringen. Heil Hitler!

Herrn Buntrock, Dramburg

24.1.1934

Sehr geehrter Herr Buntrock!

Wenn Sie in der Versammlung bloß Ihrem Befremden darüber Ausdruck gegen hätten, daß ich mich nicht an der Sammlung zum Eintopfgericht beteiligt habe, so würde ich Ihnen dies nicht übel nehmen, weil ich weiß, wie wenig Andersgläubige die katholische Kirche kennen, ja ein ganz falsches Bild von ihren Priestern haben.

Ich zitiere: 'Der Ortsgruppenleiter und nannte ihre Namen'. Wenn Sie einen katholischen Geistlichen so leicht anprangern, finde ich es lieblos. Wenn behauptet wird, daß ich für hungernde und frierende Mitmenschen nichts übrig habe und weiter, daß ich den Sammlern verschlossene Türen gezeigt hätte, so ist das obendrein noch unwahr. Ich nehme an, daß der Berichterstatter der Dramburger Zeitung Ihren Ausführungen hat folgen können und sie auch richtig wiedergegeben hat.

Ich bitte Sie herzlichst, mich nicht mehr anzuprangern und mir diese Vorwürfe zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihren Reihen noch manchen haben, auf dessen Rat Sie hören, und der Sie versichern wird, daß diese Agitation von sehr fraglicher Wirkung für die Verbreitung des Eintopfgerichtes ist, und daß Sie leicht die Ehre des Mitmenschen verletzen kann.

Das Eintopfgericht ist eine freiwillige Sache, ich bin also ex iure dazu nicht verpflichtet. Wenn das Eintopfgericht Gesetz wird, bin ich der erste, der es erfüllt. Ich glaube aber auch, ex caritate dazu nicht verpflichtet zu sein, weil ich für meine Mitmenschen freiwillig und gern soviel gebe, wie kaum ein anderer. Unsere Kirche hat auch schon in den früheren Jahren, bevor die NSDAP dazu aufrief, an die Winterhilfe gedacht. Sie sieht es für ihre vornehmste Aufgabe an, notleidende und frierende Mitmenschen zu unterstützen.

Und trotzdem hätte ich zum Eintopfgericht beigesteuert. Beweis: Ein Bankbeamter, Herr Hildebrand, kam in freundlicher Weise zu mir und bat mich, Lose zur Arbeitsbeschaffung zu kaufen. Ich sagte ihm, wie auch dem Sammler für das Eintopfgericht: Wir sammeln ja selbst für die Winterhilfe, für Notleidende und Arbeitslose. Die katholische Caritas, die evangelische Innere Mission, das Rote Kreuz haben dasselbe Ziel, wie die Winterhilfe der NSDAP. Wir wollen uns doch nicht gegenseitig Konkurrenz machen. Das sah der Eintopfsammler ein und versprach mir, bei der Partei diese meine Erklärung kundzugeben. Herr Hildebrand aber bat mich trotzdem in liebenswürdiger Weise noch weiterhin: Ich habe noch 50 Lose, ich möchte gern noch einige loswerden. Kaufen sie trotzdem. Ich nahm ihm 10 Lose ab.

Wenn mich aber ein Bürofräulein telefonisch anruft und folgendes Gespräch mit mir führt, so finde ich das einfach ungezogen. Diese Art wird mich niemals bewegen, zum Eintopfgericht beizusteuern. Ich gebe wieder: „Herr Pfarrer, sie haben noch niemals zum Eintopfgericht beigesteuert, sie können doch nicht immer verreist gewesen sein, warum geben sie nichts?“ Ich gab darauf oben erwähnte Erklärung. Darauf das Fräulein: „Lesen sie denn keine Zeitung?“ Ich darauf: „Fräulein, bitte werden sie etwas höflicher. Ist das Eintopfgericht nicht freiwillige Sache?“ Sie darauf: „Ja, aber wollen sie denn keine Disziplin halten?“ Ich darauf: „Fräulein, Eintopfgericht ist eine freiwillige Sache, ich halte mich daran“.

Der katholische Priester ist nicht gewöhnt, von einem Bürofräulein so behandelt zu werden. Hätte das Bürofräulein mich in folgender Weise aufgefordert: „Herr Pfarrer, sie haben sich an der Sammlung zum Eintopfgericht noch nicht beteiligt. Wir bitten gerade um ihre Beteiligung. Wir würden uns freuen, wenn sie sich trotz ihrer Gründe nicht ausschließen würden“. Das Gespräch würde dann noch kürzer, aber liebenswürdiger und sicher erfolgreich gewesen sein.

Anbei übersende ich Ihnen eine Aufstellung meiner Hilfeleistung für notleidende und frierende Mitmenschen mit einer Bitte. Grüß Gott!

Mein monatliches Gehalt beträgt 270.- Mark. Davon gehen aber ab an freiwillige Gaben:

- 10.- a/Moonschen Blindenverein für ein Flüchtlingsehepaar
- 20.- Schulgeld für einen Untersekundaner
- 3.- für eine Krankenlehrschwester aus armen Verhältnissen
- 35.- für eine Witwe und deren Kinder in Berlin
- 15.- Gehalt für meine Pfarrhelferin, die ich für meine kleinen Pfarrverhältnisse kaum nötig
- 13.85 soz. Abgaben habe, aber da sie arbeitslos war, angestellt habe.

-25 Miss.hilfe

97.10 an pflichtmäßigen Abgaben:

37.10 Lohnsteuer

3.60 Zeitungen

6.50 Krankenkasse

4.50 Bürgersteuer

45.-- Gehalt f. Wirtschafterin

2.-- Rundfunk

5.-- Ruhegehaltskasse = 103.70

Von meinem Gehalt bleibt mir also ein Betrag von 69.20 Mark. Davon können wohl kaum meine Wirtin, meine Pfarrhelferin und ich leben, wenn ich nicht noch Privateinkünfte hätte.

Mein Vermögen betrug 1932 noch 28.427.81 Mark .

12.000.-- habe ich einem Kaufmann zum Aufbau einer Existenz gegeben,

800.-- einem zweiten,

500.-- einem dritten Kaufmann

13.500.--

Diese brachten mir für das Jahr 1933 so gut wie nichts ein, und ich muß sie jetzt zum Fond perdu schreiben. Ich will gern der Winterhilfe der NSDAP die Hälfte überlassen, wenn ich mit ihrer Hilfe gerichtlich etwas retten könnte.

4.900.-- habe ich zum Bau einer Schule gegeben. Dieses Kapital brachte mir 6% Zinsen ein.

9.724.-- ist eine erste Hypothek auf dem Grundstück meines Bruders in Polen, der mir aber für 1933 keine Zinsen bezahlt hat. Ich kam ihm brüderlich entgegen.

Mein ganzes Privateinkommen war 1933 also die Zinsenhöhe der 4.900.--Mark. Sie werden verstehen, daß ich bei dieser Lage mit den Zinsen nicht auskommen konnte und das Kapital angreifen mußte, zumal meine Hilfe sich noch in Folgendem zeigte:

Im Jahr 1933 habe ich folgende Gäste aus Nächstenliebe, zum größten Teil auf meine eigenen Kosten, bewirtet:

Eine arme Witwe aus Berlin	1 Woche
Ein mittlerer Beamter	2 Wochen
Ein armes Ladenfräulein	2 Wochen
Einen Untertertianer	6 Wochen
Ein Bochumer Ferienkind	4 ½ Monate
Ein Dienstmädchen, das Stellung suchte	1 Monat
Ein 9jähriger Knabe einer armen Schnitterin	8 Wochen
Zwei Mädchen, auch von armer Schnitterin je	6 Wochen
24 Kinder zum Kommunionunterricht	je 1 Woche.

Außerdem habe ich jeden Sonntag durchschnittlich 10 Personen zum Kaffee, die von auswärts zum Gottesdienst kommen, und für die jeden Sonntag ein Extrazimmer geheizt werden muß. Und schließlich habe ich ein ganzes Jahr lang auf meine Zigarren verzichtet, um das Geld dafür zu sparen.

Ich bin der Meinung, daß jeder, der diese Aufstellung zur Kenntnis nimmt, sagen muß: Da muß uns doch die Röte ins Gesicht steigen, wenn wir diesem Pfarrer vorwerfen wollen, er hat für notleidende und frierende Mitmenschen nichts übrig. Ich bitte Sie also, Herr Buntrock – ich glaube dazu ein Recht zu habe, ohne Sie dabei zu verdemütigen – in der kommenden Versammlung zu meiner Ehrenrettung Folgendes sagen zu wollen: Hinsichtlich des katholischen Pfarrers haben wir uns geirrt. Er hat für notleidende und frierende Mitmenschen viel übrig und hat die Sammler nicht vor verschlossener Tür stehen lassen. Sollten Sie mir diese Ehrenrettung nicht zubilligen wollen, dann übergebe ich den ganzen Schriftwechsel der Gauleitung der NSDAP und dem Herrn Vizekanzler von Papen. Er ist ja der Urheber des Reichskonkordats. Diese beiden Stellen sollen dann entscheiden, ob Sie ein Recht haben, mich so leichthin anzuprangern und mir vorzuwerfen, daß ich für notleidende und frierende Mitmenschen nichts übrig habe.

Auf diese ausführlichen Darlegungen erhielt der Pfarrer keine Antwort. Er wandte sich darum am 9.2.1934 an den Kreisleiter, Herrn Wolfermann, mit der Bitte, auf den Ortsgruppenleiter einzuwirken,

daß er in einer Mitgliederversammlung seine Beschuldigung zurücknahm. Der Kreisleiter schrieb am 10.2.1934:

*Bestätige Ihr Schreiben vom 9.d.M. und kann Ihnen mitteilen, daß der Ortsgruppenleiter Pg. Buntrock bei der letzten Mitgliederversammlung, am Dienstag, den 6.d.M, in meinem Beisein öffentlich erklärt hat, daß Sie nicht, wie in der vorletzten Mitgliederversammlung gesagt, sich Ihren Pflichten den notleidenden Volksgenossen gegenüber entzogen hätten, sondern den größten Teil Ihres Einkommens zur Unterstützung Bedürftiger zur Verfügung stellten. P. Buntrock hat weiter sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er vorher einem Irrtum zum Opfer gefallen wäre.
Ich glaube, daß Ihnen dies wohl genügen dürfte.*

Heil Hitler !

Damit war diese unliebsame Angelegenheit erledigt.

Für die Weiterbildung der Jugend hatte er immer großes Verständnis. Einer der Ministranten sollte aufs Gymnasium gehen, und da machte er den Eltern den Vorschlag, den Jungen soweit vorzubereiten, daß er gleich in die Tertia aufgenommen werden würde, und nicht erst mit der Quarta anzufangen brauchte. Es war aber ein mühevolleres Jahr, jeden Abend mit diesem und einem zweiten Ministranten lateinische Stunde zu halten. Aber nach einem Jahr hatte er die Freude, daß der erste die Aufnahmeprüfung nach Tertia bestand, und der zweite nach Steinfeld zu den Salvatorianern gehen konnte.

Zu den vielen Pfarrkindern und Besuchern, die vorübergehend im Pfarrhaus wohnten, kam dann noch ein Pensionär. Einer der katholischen Inspektoren aus der Umgebung wollte seinen Sohn in Dramburg zur Schule schicken. Da war es nun eine gute Gelegenheit für den Pfarrer, diesen Jungen in sein Haus aufzunehmen, damit er gleich religiös weitergebildet wurde. So kam es, daß Hans-Günther als neues Familienmitglied in das Pfarrhaus einzog. Dazu kam in der ganz letzten Zeit ein Schüler aus Polzin, den der Pfarrer ebenfalls für das Gymnasium vorbereiten wollte. Als er dann seine Versetzung bekam, mußte dieser Junge noch ein ganzes Jahr mit nach Rathenow kommen, damit die Vorbereitung auch einen Erfolg haben sollte.

Als das 4. Jahr seiner Tätigkeit in Dramburg bald zu Ende ging, fing er doch an, sich nach einer ruhigeren Pfarrei zu sehnen. Immer mit dem Auto auf der Landstraße zu sein, war nicht nach seinem Geschmack, und niemals an den Wochentagen einen Menschen in der hl. Messe zu sehen als seine Angestellten, war auch nicht schön. Es dauerte aber fast noch ein ganzes Jahr, bis zum April 1937, ehe die Versetzung nach Rathenow kam, das die letzte Station seiner Priestertätigkeit sein sollte. Der Abschied von Dramburg fiel ihm doch schwer, und den Dramburgern nicht minder, waren sie sich doch darüber einig, daß sie einen so guten Pfarrer nicht so bald wieder bekommen würden.

Mit Wirkung vom 1.4.1937 wurde Pfarrer Froehlich als Kuratus mit dem Titel Pfarrer nach Rathenow versetzt. Aus dem „Amtlichen Führer“ stellte er nähere Einzelheiten dieser Pfarrei fest, erfuhr daraus, daß eine katholische Schule da sei, eine Schwesternstation und ein Kaplan.

Am 10.4. wurde der letzte Gottesdienst in Dramburg gehalten, dann noch einer in Labes, und dann ging es mit dem Auto weiter nach Berlin und am 11.4. früh nach Rathenow. Er war ziemlich neugierig, wie es in Rathenow aussehen würde, und wenn er später wieder an dem Straßenschild „Rathenow Stadtkreis“ vorbeifuhr, dann frischte er immer die Erinnerung an diese erste Fahrt auf.

Der Empfang in Rathenow war herzlich. Die Glocken läuteten, die Kinder wurden aus der Schule in

die Kirche geführt, der Kaplan begrüßte den neuen Pfarrer. Es war allgemeine Freude. Die Schwestern erzählten später: Wir wußten von dem neuen Pfarrer nicht viel, nur, daß er sehr gut sein sollte. Aber das genügte schon, um ihm die Herzen zu öffnen. Aber es ist niemals alles Gold, was glänzt, und in Rathenow waren auch Schattenseiten. Die Kirche war nicht fertig, die Finanzlage war nicht so glänzend, Hypothekenschulden waren vorhanden, es war jedenfalls Vieles, was Arbeit erforderte und außerhalb der Seelsorge lag. Aber trotz der Schwierigkeiten ließ sich der neue Pfarrer nicht abschrecken, er fing auch dort an, seine Pläne bezüglich des Aufbaues der Pfarrei zu verwirklichen. Gleich bei der ersten Predigt forderte er die Gemeinde auf mitzuarbeiten, daß die Pfarrei blühen und gedeihen sollte. Er richtete wieder Ausspracheabende ein, wie damals in Rudow-Britz, jeden Abend der Woche hatte er besetzt. Er versuchte, die neuen Gemeindemitglieder zu fesseln und religiös zu bilden. Er mußte aber bald einsehen, daß die Rathenower sich nicht dazu eigneten, irgendwelche Anregungen aufzunehmen, und nach einigen Monaten schiefen diese Abende wieder ein. Er war traurig darüber, denn er wußte ja, daß diese Art der Seelsorge in Britz Erfolg gehabt hatte, aber er sah doch ein, daß die Bevölkerung von Rathenow keine Großstadtbevölkerung war. Die Leute hatten schwer zu arbeiten, auch die Frauen waren meist tätig, und abends hatten sie dann wohl wenig Lust und manchmal auch keine Zeit, noch irgendwelchen religiösen Unterweisungen zu folgen. Die paar Beamten, die vielleicht in Frage kamen, weil sie weniger in Anspruch genommen waren, fielen nicht groß ins Gewicht.

Der Seelsorge in den Außenstationen wendete er wieder erhöhtes Interesse zu. Wieder kam sein Standpunkt zum Vorschein, daß die Leute es draußen nötiger hätten, seelsorglich betreut zu werden, als die Gläubigen in der Stadt, die es doch wesentlich einfacher hatten, ihre Pflichten zu erfüllen. Die Gottesdienststationen wurden neu eingerichtet und regelmäßig an bestimmten Sonntagen hl. Messe gehalten. An allen Sonntagen war in Premnitz Gottesdienst, immer früh um 8 Uhr. Dann wurde an den einzelnen Sonntagen nach Buschow, Nennhausen, Rhinow und Kotzen gefahren. Dafür war es schön, daß noch ein Kaplan da war, sonst hätte sich alles nicht so einrichten lassen, und das der Pfarrer sein Auto mitgebracht hatte. Pfarrer und Kaplan wechselten sich an den Sonntagen mit dem Außengottesdienst ab. Auch Unterrichtsstationen wurden neu eingerichtet und die vorhandenen intensiv bearbeitet. Der erste Kaplan, der den neuen Pfarrer auch empfangen hatte, war Kaplan Jordan. In Pommern hatten ihm die Confratres gesagt: Mit dem wirst du es aber schwer haben, der hat schon sehr viel gewechselt. Aber Pfarrer Froehlich sagte: Für mich ist jeder ein unbeschriebenes Blatt, ich werde schon mit ihm fertig werden. Er sagte jedem Kaplan: Sie können machen was sie wollen, nur müssen sie es mich wissen lassen, und ich verlange von ihnen einige Hausbesuche. Diese Hausbesuche waren die starke Seite des Kaplan Jordan. Er war fast immer unterwegs und besuchte die Leute. Die Gemeinde hatte es auch gern, wenn der Geistliche zu ihnen kam. Aus diesem Grund war das Verhältnis zu seinem ersten Kaplan ein ganz nettes.

In der Schule in Rathenow mußte auch Unterricht gegeben werden, und das war dem Pfarrer immer eine große Freude. Er hatte vier Stunden in der Woche zu geben, und die Kinder freuten sich auch hier bald sehr auf diese Stunden.

Im Haus selbst war auch Leben. Der Schüler aus Polzin war ja mitgekommen und wohnte im Haus. Dazu kam bald noch ein weiterer Junge. Aus einem Dorf erschien eines Tages eine Frau und wollte eine Pflegestelle für ihren 9jährigen Jungen vermittelt haben. Sie hatte den Jungen bei ihrem Bruder auf dem Lande gehabt, aber er war dort so ungezogen gewesen, daß der Onkel ihn nicht mehr haben wollte. Der Pfarrer ließ nun von der Kanzel vermelden, daß er eine Pflegestelle suche, aber, wie er es sich schon dachte, es meldete sich niemand. Er konnte es nicht übers Herz bringen, den Jungen auf

dem abgelegenen Dorf bei seiner Mutter zu lassen, weil er dort gar nicht erreicht und unterrichtet werden konnte, und so entschloß er sich, auch diesen Jungen noch ins Haus zu nehmen. Es zeigte sich bald, daß er sehr verwahrlost war, aber im Lauf der Zeit nahm er doch etwas Kultur an. Er hatte auf den anderen insofern eine gute Wirkung, als er aus dem schüchternen, mädchenhaften, empfindlichen Jungen einen fröhlichen, richtigen Jungen machte. Er beobachtete beide manchmal beim Spielen. Siegmund hatte eine blühende Phantasie. Aber Gerhard ließ sich auch mitreißen, und beide vertrugen sich ganz gut. Wie sehr sich auch Siegmund an das geordnete Leben gewöhnte, zeigten manchmal kleine Vorfälle. Als ein Mütter-Einkehrtag gehalten wurde, und ein fremder Geistlicher zu Tisch war, sollten die beiden Jungen in der Küche essen, damit es bei Tisch nicht zu lange dauerte. Die Vorträge gingen ja nachmittags noch weiter, und der Pater sollte doch auch noch eine Ruhepause haben. Die Wirtschafterin hörte dann zufällig, wie Siegmund zu Gerhard sagte: Die olle, doofe Bande ißt drin, und wir müssen in der Küche essen. Abgesehen von der Ungezogenheit war es doch ein Zeichen, daß er es beinahe als Strafe empfand, in der Küche essen zu müssen. Einmal war er sehr stolz, als seine Mutter ihm weiße Bettwäsche gebracht und übergezogen hatte. Er sagte zum Fräulein: Ich habe jetzt auch so was, und zeigte dabei auf seinen weißen Bezug, der nun ebenso wie Gerhards Bett aussah. Er hatte viele Unarten und eine laute, kräftige Stimme. Manchmal sagte der Pfarrer: „Siegmund, schreie mal tatü, tata!“ Das schallte dann durchs Haus, daß beinahe die Fenster klirrten. Als der Pfarrer dann merkte, daß er auch gut singen konnte, mußte er Kirchenlieder lernen. Zuerst: Maria zu lieben. Da hörte man dann bis zum Überdruß das Aufsagen der Strophen, denn auswendig lernen konnte er schlecht, und später immer das Singen. Und wenn beim Rosenkranzbeten abends in der Kirche gar zu wenige waren, dann brauchte nur „Maria zu lieben“ gesungen werden, dann war die Kirche vom Gesang erfüllt, und die beste Stütze war dann Siegmund.

Das Rosenkranzbeten abends um 8 Uhr in der Kirche hatte der Pfarrer auch eingeführt. Die Beteiligung der Gemeinde war nicht sehr groß, aber einige fanden sich doch immer, die gern kamen. Der Pfarrer wollte auch keine Propaganda dafür machen, er meinte, es solle sich so herumsprechen, und wenn die Liebe in den Herzen der Rathenower sei, dann würden sie auch ohne besondere Aufforderung kommen.

Zu den beiden Jungen kam nach den ersten Monaten, die er in Rathenow war, ein kleines Mädchen. An einem Sonntag erschien eine junge Frau, 18 Jahre alt, im Pfarrhaus und fragte ebenfalls nach einer Pflegestelle für ihr 4 Monate altes Kind. Ihr Mann sei 21 Jahre, müsse in den Arbeitsdienst, sie selbst wolle und müsse auch arbeiten und könne nun kein Zimmer bekommen, wenn sie das Kind hätte. Sie könnte sich auch um das Kind nicht genügend kümmern. Wieder war guter Rat teuer. Mit Anfragen von der Kanzel hatte er keinen Erfolg gehabt. Da aber die Wirtschafterin sehr kinderlieb war, fragte der Pfarrer sie kurzentschlossen: „Fräulein Sch., wollen sie ein Kind haben?“ Sie verstand erst nicht, was er wollte, ließ es sich erklären und ... sagte zu. Nun war wirklich alles da, was sich wünschen ließ, große und kleine Kinder. Zu allem kam noch ständig Besuch. Berlin war nicht weit, und das Pfarrhaus stand allen offen, so daß niemand über Langeweile klagen konnte.

Im Oktober 1937 wurde Kaplan Jordan nach Brandenburg versetzt und von Brandenburg sollte Kaplan Golubski nach Rathenow kommen. Kaplan J. hatte schon gepackt und war im Begriff, seine Zelte endgültig abzubreaken, als der neue Kaplan in Rathenow nicht antreten konnte, sondern vorher verhaftet wurde. Nun war Rathenow ohne Kaplan. Jeden Sonntag kam ein anderer Herr zur Vertretung, den der Pfarrer nun nicht auf Außenstationen schicken konnte, weil er ja nicht Bescheid

wußte. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als die Außenstationen ständig zu übernehmen und in Rathenow jeden Sonntag den fremden Herrn zu lassen.

Nach fast einjähriger Tätigkeit meldete sich noch einmal die Partei. Am 15.2.1938 traf vom Amtsgericht Dramburg folgender Strafbefehl ein:

Die Staatsanwaltschaft beschuldigt Sie, in Dramburg am 13.3.1937 in Beziehung auf die Schriftleiter des „Schwarzen Korps“ und des „Stürmer“ nicht nachweislich wahre Tatsachen behauptet zu haben, welche diese verächtlich zu machen geeignet sind, in dem Sie u.a. äußerten: „Besonders beim „Schwarzen Korps“ und beim „Stürmer“ finde ich keinen Unterschied in der Art der religiösen Bekämpfung von der Art, wie sie die Kommunisten und Bolschewisten gebraucht haben“.

Vergehen nach § 186 Str.G.B.

Zeugen: 1. Polizeihauptwachtmeister Meißner in Dramburg

2. Ernst Jochen Schwarzwäller in Dramburg, Adolf-Hitler-Str. 25.

Es wird gegen Sie eine Geldstrafe von 400.—Mk und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, eine Gefängnisstrafe von 20 Tagen festgesetzt. Zugleich werden Ihnen die Kosten des Verfahrens auferlegt.

Das war wieder eine Gelegenheit, seine Meinung und Stellungnahme offen zu schreiben. Schon am 17.2. schrieb er an das Amtsgericht Dramburg:

..... Gegen diesen Strafbefehl erhebe ich Einspruch.

Begründung: Die beiden angegebenen Zeugen waren bei mir am 13.3.1937 erschienen, um die katholische Pfarrbücherei in Dramburg zu revidieren. Da alles in Ordnung war, dauerte die Revision nur kurze Zeit. Ich benutzte darum die Gelegenheit, um mich mit dem Herrn von der Staatspolizei freundschaftlich zu unterhalten. Ich fragte: Müßte nicht jeder Deutsche, geschweige erst jeder Katholik das gespannte Verhältnis zwischen Staat und Kirche bedauern? Ein unnützer Leerlauf! Könnte man nicht folgendes Gleichnis zeichnen? Vater und Mutter sind für die Kinder immer achtenswerte Personen. Auf einmal geraten sie vor ihren Kindern in den heftigsten Streit. Was soll ein braver Sohn da tun? Für wen soll er Partei ergreifen? Ich behaupte, er wird abseits stehen mit tränendem Auge und blutendem Herzen. Er wird zu vermitteln suchen. Wenn der Vater sich aber an der Mutter vergreift, wird sich selbst ein anständiger Sohn nicht am Vater vergreifen. Er wird sich dazwischen stellen und sagen: Erst schlägst du mich, dann die Mutter. Beide Schichten seien verärgert und voll Mißverständnisse. Man müsse durch Gedankenaustausch diese Spannung beseitigen.

Ich erzählte, wie ich mit den Leitern des Landjahrheimes in Dramburg in der selben Absicht zusammen gekommen sei, und von 9 Uhr abends bis 1 Uhr nachts mich bemüht habe, gegenseitiges Vertrauen zu schaffen. Ich beanstandete es, daß die Kinder nicht zum Gottesdienst geführt worden seien. Mir wurde gesagt, sie mußten für das WHW auf der Straße sammeln. Das sei auch positives Christentum. Ich entgegnete, daß in Labes, wie mir erzählt wurde, die SA sogar am Sonntag Holz für die notleidenden und frierenden Mitmenschen gehackt habe. Sei das auch positives Christentum? Ja, wurde mir von den Leitern des Heimes versichert. Ich erwiderte: Wir sehen in solchen Handlungen eine Sabbatschändung, eine Sonntagsentheiligung. Ich suchte das folgendermaßen klar zu machen: Sie wären gerade beim Sammeln und beim Holz hacken. Plötzlich kommt die Kunde: Der Führer kommt durch die Stadt. Sie werden dann bestimmt Büchsen und Äxte beiseite legen, um den Führer gebührend zu empfangen. Am Sonntag kommt Christus, der Führer aller Führer, zu uns. Der Sonntag ist sein Tag. Der Tag des Herrn. Dürfen wir dann beiseite stehen und ihn nicht gebührend empfangen?

Darauf erwiderte mir der Beamte von der Staatspolizei: Diesen Beweisgründen kann ich nicht folgen. Ich erwiderte scherzhaft: Nicht wahr, hier riecht es nach Logik!

Die Unterhaltung wendet sich einem anderen Punkt zu. Sehen sie, sagte ich, der Ton der Presse müsse ein anderer werden. Man sagt, die Emigranten schaden uns. Ich behaupte, das sei nicht so schlimm. Denn daß die Emigranten lügen, kann jeder annehmen und verstehen. Wenn aber ein Dutzend Exemplare etwa vom „Schwarzen Korps“ oder vom „Stürmer“ ins Ausland kämen, etwa nach Holland, wo man blühendes Christentum vorfindet, werden die Katholiken den Kopf schütteln über unser positives Christentum. Darauf sagte mir der Beamte, die Holländer seien keine Deutsche, sie können uns nicht verstehen. Ich bemerkte dann noch kurz: Der Ton des „Stürmer“ und des „Schwarzen Korps“ sei ein häßlicher. Er sei bolschewistisch oder kommunistisch. Darauf sagte der Beamte: Das sagen sie nicht. Ich bin auch SS-Mann, ich lese auch dieses Blatt. Aber das können sie sagen, das ist ja ihre Meinung.

Der Beamte war aufgestanden, ich bemerkte den toten Punkt der Unterhaltung, wir verabschiedeten uns freundlich. Ein Vierteljahr etwa war vergangen. Ich wurde hier zur Polizei gerufen, ob ich gesagt hätte, der „Stürmer“ und das „Schwarze Korps“ enthalten kommunistische und bolschewistische Ideen. Ich gab, wie oben dargelegt, zu Protokoll, daß wir uns nicht über politische Ideen, sondern über das gespannte Verhältnis zwischen Kirche und Staat unterhalten hätten. Ich sähe in der Art und Weise, wie diese beiden Blätter die Kirche bekämpfen, keinen Unterschied von der Art der bolschewistischen und kommunistischen Blätter.

Ich verstand in dieser Hinsicht unter bolschewistisch und kommunistisch, wenn ein Blatt unanständig, gotteslästerlich die heiligsten Gefühle verletzend und lügenhaft schreibt.

Daß solches in beiden Blättern vorliegt, glaube ich, beweisen zu können. Ich führe unten einige Beispiele an, die sich leicht vermehren lassen könnten.

Die ganze Darlegung beweist m.E. klar und deutlich, daß wir uns freundschaftlich, in keiner Weise gehässig und beleidigend, unterhalten haben. Ja, daß ich dies nur in der Absicht getan habe, um unnütze Spannungen zwischen Kirche und Staat beseitigen zu helfen.

Ist es nicht altgermanischer Brauch, daß von dem, worüber sich zwei Freunde oder anständige Gegner unterhalten haben, nichts über die Schwelle zum Schaden des einen oder anderen kommt? Will nicht diesen altgermanischen Brauch der § 193 des StGB (zur Wahrung eigener berechtigter Interessen) bestätigen? Ich bin erstaunt, daß diese meine freundschaftliche Unterhaltung solche Weiterungen nach sich zieht. Ich habe darum die berechtigte Hoffnung, daß nach diesen Darlegungen oder nach einer Gerichtsverhandlung von dem Strafbefehl abgesehen werden wird.

Oben erwähnte Beweise:

„Stürmer“ Nr. 47, November 1936:

Zu diesem Bilde und Text sagt ein bekannter Berliner Pfarrer, dessen Meinung ich vollkommen teile: „Welcher aufrechte deutsche Mann nimmt eine derartige Beleidigung seines Standes stillschweigend hin? Bislang pflegte ich am Eintopfsonntag 5.—Mark zu spenden. In Zukunft werde ich das unter Hinweis auf Bild und Text ablehnen, - so lange sich der „Stürmer“ derartig schamlose und feige Beleidigungen unseres Standes ungestraft erlauben darf“. Ich aber frage: Muß nicht jeder Ehrenmann diesem Pfarrer recht geben?

„Schwarzes Korps“ vom 11. März 1937:

Artikel „Himmlischer Arbeitsdienst“, der u.a. den Ausdruck „Eucharistischer Eintopf“ gebraucht und eine Gotteslästerung gegen das Allerheiligste Sakrament des Altares wie auch eine Verunglimpfung des Priester- und Ordensstandes enthält. Nur mit Empörung kann jeder deutsche Ehrenmann, überhaupt jeder anständige Mensch, diese außergewöhnlichen blasphemischen (gotteslästerlichen) Angriffe gegen die heiligsten Güter der Kirche lesen.

Von den beiden Zeitungen habe ich nur als vom pars pro toto gesprochen. Die Presse, ich glaube auch diese beiden Zeitungen, brachten vor einiger Zeit Schlagzeilen und Formulierungen wie diese:

„Sensationelle Papstbotschaft. Zur Aktion mit Moskau bereit“.

„Befremdliche Weihnachtsbotschaft des Papstes an Moskau“.

„Der Vatikan reicht den französischen Kommunisten die Hand zur Mitarbeit“.

„Die moralischste Macht der Welt erklärt offen ihre Zusammenarbeit mit einem System, das Morden, Zerstören und In-Scherben-Schlagen als seine Moral proklamiert“.

„Die neuen Bundesgenossen des Vatikans“.

„Wir müssen sie (diese Nachricht) zur Kenntnis nehmen und unsere Konsequenz daraus ziehen“.

„Der Papst ergreift die Hand der Kommunisten. Volksfront-Anbiederung an den Vatikan – Rote Weihnachtsgrüße aus Rom“.

„Den Kommunisten ein Wohlgefallen“.

„Der Papst ergreift die rote Faust“.

Diese Lügen, die diese Schlagzeilen und Formulierungen enthalten, könnten nur die Teile der Bevölkerung glauben, die von einer granitnen Dummheit besessen sind. Für die anderen aber sind sie deswegen nicht weniger verletzend und beleidigend.

Ich glaube, schon an diesen Beispielen bewiesen zu haben, daß der Ton eines Teiles der deutschen Presse, z.B. des „Stürmer“ und des „Schwarzen Korps“, um die Kirche zu bekämpfen, kommunistisch oder bolschewistisch, d.i. unanständig, gotteslästerlich, die heiligsten Gefühle verletzend und lügenhaft ist.

Auf dieses Schreiben erfolgte vorerst nichts. Erst am 26.3. kam wieder ein Schreiben des Amtsgerichtes:

Es wird um Mitteilung gebeten, ob Sie den Antrag stellen, wegen großer Entfernung Ihres Aufenthaltsortes von der Verpflichtung zum Erscheinen in der Hauptverhandlung entbunden zu werden.

Aber daran dachte der Pfarrer nicht. Er hätte gar zu gern in einer Verhandlung persönlich dem Gericht seine Meinung gesagt. Aber eine Einladung zu einer solchen kam nicht. Stattdessen am 25.5. ein Beschluß des Amtsgerichtes Stargard:

In der Strafsache gegen Pfarrer Froehlich in Rathenow wird auf Antrag des Oberstaatsanwaltes das Verfahren auf Grund des Straffreiheitsgesetzes vom 30. April 1938, § 2, eingestellt. Gegen diesen Beschluß ist das Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde binnen einer Woche zulässig.

Mit diesem Beschluß war also wieder einmal eine unangenehme Sache zur Zufriedenheit beigelegt.

Zum 1.1.1938 wurde Kaplan Fleischer von Zehlendorf nach Rathenow versetzt. Nun sollte wieder geregeltes Leben anfangen. Zum Jahresende war auch in der Schule eine Veränderung notwendig geworden. Die Lehrerin ging in ein Kloster, und durch den Bonifatius-Verein wurde eine neue Lehrerin benannt. Der Pfarrer mußte extra nach Paderborn fahren, damit er mündlich orientiert wurde, was man schriftlich nicht gern weitergeben wollte. Eine Arme Schulschwester in Zivil kam als Lehrerin an die Schule, die aber nicht bei Privatleuten wohnen durfte. Es war ihr von Seiten des Ordens nur gestattet, in einem Kloster oder höchstens im Pfarrhaus zu wohnen. Die Schwestern in Rathenow hatten keinen Platz, also mußte das Pfarrhaus Platz schaffen. So kam also noch ein ständiger Gast mehr ins Haus. Der Pfarrer holte die neue Lehrerin damals vom Bahnhof ab. Er kannte sie nicht, aber sie würde ja den Pfarrer erkennen. Es war auch nicht schwer, sie aus den anderen Rei-

senden heraus zu finden, und sie kam auch gleich auf ihn zu. Sie schrieb später, wie tief es sie beeindruckt hatte, daß der Pfarrer selbst sie abgeholt und ihren Koffer getragen hatte. Die neue Lehrerin sollte vorerst bis Ostern bleiben, und der Pfarrer dachte schon mit Bedauern daran, daß wieder ein Wechsel stattfinden müßte. Da kam wie aus heiterem Himmel ein Schreiben der Provinzialschulverwaltung aus Potsdam, daß die Schule auf Grund eines Ministerial-Erlasses vom 1.4.1839 aufgelöst werden sollte. Er glaubte beinahe an einen schlechten Scherz, daß man so eine Verfügung, die genau 99 Jahre bestand, als Grund für die Auflösung nahm. Eine Eingabe des Pfarrers hatte nur den Erfolg, daß der Magistrat von Rathenow anfragte, ob der Pfarrer die Schule verkaufen würde. Es war nichts zu machen, mit dem 1.4.1938 wurde die Schule geschlossen. Die Lehrerin ging wieder weg, Gerhard aus Polzin war mit seiner Vorbereitung für das Gymnasium fertig und konnte die Aufnahmeprüfung in Schivelbein machen, und auch Siegmund mußte zu seiner Mutter zurück. Es blieb nur das kleine Mädchen übrig, aber es hatte sich schon wieder ein neuer Pensionär eingefunden – Hans Althoff. Steinhoff mußte seine Pforten schließen und seine Schulbildung war noch nicht abgeschlossen. Der Pfarrer wollte ihm helfen, daß er wenigstens sein Abitur machen konnte, und so wohnte er im Pfarrhaus und fuhr jeden Tag nach Berlin zur Schule. Es war für ihn und für die Wirtschafterin eine große Belastung, jeden Morgen um ½ 5 Uhr aufzustehen und zur Schule fertig zu machen.

Der Religionsunterricht in Rathenow mußte durch die Aufhebung der Schule nun nachmittags erteilt werden, da die Kinder den Unterricht, den der katholische Lehrer an der städtischen Schule gab, oft nicht besuchten. Es waren sehr viele Hausbesuche nötig, um die Eltern zu veranlassen, die Kinder zum Unterricht zu schicken. Kaplan Fleischer gab sich mit den Kindern sehr viel Mühe, erteilte auch Unterricht auf den Außenstationen. Der größte Teil der Außenstationen blieb aber für den Pfarrer übrig, da er es mit dem Auto etwas leichter und bequemer hatte, als der Kaplan mit dem Fahrrad oder mit der Bahn. In dieser Zeit hatte er auch einmal einen Unfall. Er wurde von einem großen Lastwagen angefahren, so daß sein Auto abgeschleppt wurde und er einige Wochen auf die Reparatur warten mußte. Er erzählte danach: „So müßte einem kleinen Pinscher zumute sein, wenn ihn ein großer Bernhardiner anfällt, wie mir in meinem Auto, als der große Wagen auf mich zukam“.

Im August 1938 wurde er wieder einmal zur Gestapo geladen. Eine Arbeitsführerin hatte an einer Predigt Anstoß genommen und ihn angezeigt. Folgendes Schreiben an die Staatspolizei ging am 15.8.1938 nach Potsdam:

Anbei den Text der im Protokoll angegebenen Predigt. Außerdem noch einige Erklärungen zu diesem Text.

Ad 1) Der Gottesdienst im Mai war für viele Katholiken, die aus dem Ausland zur Landarbeit erschienen waren, der erste. Es sind Tschechen, Jugoslawen, Ungarn, Italiener und Polen sehr oft bei unseren Gottesdiensten festzustellen. Diese sind, meistens aus katholischer Gegend kommend, sehr erschüttert, wenn sie hier in der Diaspora die armseligen religiösen Verhältnisse kennenlernen. Deswegen der Hinweis auf die Katakombenzeit.

Ad 2) Feindschaft auch in unserer Vaterlande gegen die Kirche. Wer will daran zweifeln? Ich erwähne nur ein trauriges Ereignis der letzten Tage. Die Demonstrationen gegen den Bischof in Rottenburg. In seiner eigenen Kapelle, vor dem Allerheiligsten kniend, wird er von gewaltsam Eindringenden, die die Mütze auf dem Kopfe und die Zigarette im Mund behalten, belästigt. Ähnliche Fälle lassen sich noch vermehren. Dabei hat der Führer uns im Konkordat versprochen, Religion und Priester, ja sogar die Uniform des Priesters, gesetzlich zu schützen. Wenn diese Taten im Ausland bekannt werden, und dafür sorgen schon unsere Feinde, dann schaden sie m. E. dem deutschen Anse-

hen mehr, als die Gräuelmärchen der Emigranten. Daß Emigranten lügen, nehmen ernste Menschen schon an und lassen sich wohl kaum dadurch beeinflussen. Wenn aber Christen, Katholiken, im Ausland die Worte des Bischofs erfahren: Habe ich Unrecht getan, dann soll mich Recht und Gesetz, nicht aber die Straße richten, dann fragen sie sich: Wie ist so etwas möglich. Wie kann das Wort des Führers so wenig beachtet werden. Mir ist es unverständlich, wie man auf der einen Seite so weiblich zart empfindet und jeden leisen Druck schon als Verletzung des Lebensnerv ansieht, auf der anderen Seite aber die schwersten Angriffe gegen die Kirche nicht kennt oder nicht sieht, die m.E. dem Lebensnerv des deutschen Volkes mehr schaden, als eine mißverständene Predigt.

Ad 3) Der Gottesdienstbesuch wird hier in der Diaspora den Katholiken oft erschwert. Ich will nur einige Fälle anführen, die gerade Angehörige von Heimen und Lagern betreffen. In meiner früheren Gemeinde wurden in einem Arbeitslager die Insassen geschlossen zum ev. Gottesdienst geführt, und die ausdrücklich nicht wollten, freundlich überredet. Mein Protest beschäftigte damals die Gestapo in Köslin. Der Beamte sagte mir, es dürfte ein Mißverständnis vorliegen. In einem weiblichen Arbeitslager versagten die katholischen Mädchen öffentlich den Gehorsam, als sie zum ev. Gottesdienst geführt werden sollten. Als ich die Lagerführerin fragte, was sie sich bei ihrem Befehl eigentlich gedacht habe, sagte sie mir: Sie wollte den Gemeinschaftsgeist pflegen. Ich sagte ihr lächelnd: Diese religiöse Altargemeinschaft haben wir in Deutschland leider seit etwa 400 Jahren nicht mehr. Wohl haben wir mit den evangelischen Christen Christus, den Sohn Gottes, und das Hauptgebot der Liebe gemeinsam. Wahrlich genug, um Schulter an Schulter, wie der Weltkrieg gezeigt hat, zu kämpfen, und auch genug, um miteinander im Arbeitslager bei der Arbeit Hand in Hand zu gehen. Was wurde erreicht? Der einen Arbeitsmaid, die man wohl für die Rädelsführerin hielt, wurde, wie ich mich erkundigt habe, wohl das beste Zeugnis ausgestellt, aber mit folgendem Pferdefuß: Wegen allzu starker religiöser Bindungen konnte sie nicht völlig in den Lagergeist und die –gemeinschaft aufgehen. Ich habe den Kopf geschüttelt. Religiöse Bindungen machen doch nur weiter im Osten Menschen minderwertiger. In einem Landjahrheim wurden, obwohl das Lager fast ausschließlich mit katholischen Mädels belegt war, die Kinder zum ev. Gottesdienst geführt, die sich aktiv mit Singen beteiligen mußten. Auf meinen Protest teilte die Lehrerin mir mit, sie sähe darin eine Schwäche der katholischen Kirche, wenn sie um ihre Mitglieder solche Angst habe. Ich teilte ihr daraufhin mit: Drehen Sie mit Ihrer ganzen Lagergemeinschaft den Moskauer Sender an und hören Sie zu. Ich bin überzeugt, daß Sie jetzt schon wissen, was Ihnen dann blüht. Warum hat der Staat den Moskauer Sender verboten? Er sieht im Bolschewismus eine Irrlehre und traut nicht jedem soviel Urteilskraft zu, diese Irrlehre in jedem Punkte zu erkennen. Er fürchtet eine schädliche Beeinflussung. So etwas Ähnliches hat die Kirche schon lange getan. Sie verbietet streng den Besuch des akatholischen Gottesdienstes, weil jede akatholische Lehre eine religiöse Irrlehre ist, und weil die Kirche auch nicht jedem soviel Urteilskraft zutraut, Wahres und Falsches zu unterscheiden. – In einem anderen Landjahrheim entschuldigte der Führer bei mir persönlich das Nichterscheinen der Knaben zum Gottesdienst: Wir wollen die Knaben in ein Mädchenlandjahrheim führen, um sie an die Mädels zu gewöhnen. Sie sind zu unruhig. Ich schüttelte den Kopf. Er sagte mir weiter, er sei tief erschüttert zu sehen, wie junge Mädels den Jungen vor dem Heim auflauern. Ich konnte das nicht glauben. Ich mußte es aber, als mir von einem anderen Lager berichtet wurde, daß die Jungen die lauern den Mädels eingefangen und mit Wasser begossen hätten. Der Rektor habe dann die Schulmädels im Unterricht besonders getadelt. Diese Punkte dürften wohl zeigen, daß ich ein Recht habe, auf Schwierigkeiten beim Gottesdienstbesuch hinzuweisen.

Ad 4) Ich zitiere aus dem Kopfe aus dem Schreiben unseres Bischofs an den Justizminister: Ich bitte nicht als Bischof, sondern als Deutscher, im Interesse des deutschen Volkes, endlich die propagandistische Ausnutzung der Sittlichkeitsprozesse zu unterbinden. Von etwa 26.000 Weltpriestern wurden

nicht mal ½ %, 111 Priester, verurteilt. Bei den Ordensgeistlichen ist es ähnlich. Bei den Ordensbrüdern steigert sich der Prozentsatz etwas. Diese erfaßten Fälle erstrecken sich aber auf mehrere Jahre. Der Bischof gibt dann einige Zahlen homosexueller Bestrafungen und zwar für ein Jahr an. So wurden in mehreren Städten Deutschlands in einem Jahr 100-500 Personen, in Hamburg sogar über 1.000, wegen homosexueller Vergehen bestraft. Der erste Staatsanwalt, sagt der Bischof, erwähnt in einem Vortrag, daß allein in Berlin etwa 200.000 Homosexuelle vorhanden sind. – Diese kurzen Ausführungen zeigen ihnen, daß die Sittlichkeitsverbrechen nicht eine Priesterkrankheit, sondern eine weite deutsche Kreise erfassende Seuche ist. Wie schwer muß es katholische Kreise verletzen, wenn man dagegen lesen und hören konnte: Tausende und Abertausende Priester haben sich sittlich vergangen, und das ist nur ein Bruchteil der von der Justiz erfaßten Fälle. Da soll ein Priester nicht das Recht und die Pflicht haben, wenigstens seinen Gläubigen die Wahrheit zu sagen? Hat die katholische Kirche nicht auch eine Ehre? Muß ich nicht für diese eintreten?

Meine Predigt, wurde mir bei der Vernehmung gesagt, sei komisch. Ich bemühe mich immer bei meinen Predigten, wie uns vorgeworfen wurde, nicht alte Klischees von ewigen Wahrheiten vorzutragen, sondern glut- und blutvoll zu sprechen. Dadurch kann man auf Andersgläubige oder besonders „Gottgläubige“ komisch wirken. Darüber beklagt sich schon der hl. Paulus, wenn er sagt: Wir predigen Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, uns höchste Wahrheit. Die religiösen Geheimnisse sind für unsere Gegner eben oft Geheimnisse, uns aber geoffenbarte klare Wahrheit. Es ist darum verständlich und ebenso schmerzlich, wenn sogar ein Minister Kerrl einmal sagt: Es ist lachhaft, von der Gottessohnschaft Christi zu sprechen. Uns ist es nicht zum Lachen, uns ist das ganz tiefer Ernst. Warum soll mich da eine Landjahrleiterin nicht auch mißverstehen, ich predige ja nicht für sie, sondern für meine Gläubigen, die mich immer sehr gut verstehen. Auch hat m.E. die Leiterin die Pflicht, die Mädels zum Gottesdienst zu führen, aber nicht, meine Predigten zu überwachen. Wenn sie trotzdem großes Interesse für meine Predigten zeigt, so würde ich ihr gern Gelegenheit geben, mich über unsere Geheimnisse zu befragen. Bei meiner Vernehmung wurde die Parallele, WHW-sammeln und Besuch der Gottesdienste, beanstandet. Das Vaterland sei etwas Konkretes, Gott ein Abstraktes. Für uns nicht. Für uns ist Gott das Konkreteste, das Wesen, das alles erschaffen hat. Er ist nicht für uns der alte Mann mit dem langen Bart, der mit freundlich lieben Augen und goldenem Zepter die Sterne schiebt. Für uns ist Gott ein Geist, der Verstand und freien Willen, aber keinen Körper hat, der sich in seinen drei Personen greifbar offenbart hat; so in Christus, der ein Mensch, also etwas ganz Konkretes, war und ist. Er ist gleichzeitig ebenso Gott, er ist der Gottmensch, kein Abstraktum, sondern ein Konkretum. Wenn er befiehlt, dann haben wir zu hören und zu gehorchen. Er hat uns den Auftrag gegeben: Gehet hin und lehret und taufet alle Völker in meinem Namen. Das will ich in meinen Predigten, das tue ich auch jetzt.

Ich hoffe, daß nach diesen Darlegungen es klar sein dürfte, daß ich als katholischer Priester Wahrheit und Recht und die Lehre Christi verkünde, und deswegen kein Staatsfeind bin, auch wenn eine Andersgläubige oder Gottgläubige mich mißverstehen muß.

Predigt am Sonntag, den 15. Mai 1938 in Rhinow

Heute, liebe Christen, will ich mich besonders an die Neuangekommenen wenden. Hier habt ihr nicht ein großes Gotteshaus, hier seid ihr in der Diaspora. Einfach und schlicht, ja oft kümmerlich ist der Gottesdienst, wie damals in Bethlehem oder bei den ersten Christen in den Katakomben. Derselbe Gott aber, wie in Bethlehem und in den Katakomben steigt auf unsern Altar. Alte Zeiten kehren wieder. Auch die Feindschaft der Welt gegen die Kirche und Gott ist heute ähnlich wie damals. Schauen wir nach Osten (Rußland) oder nach Westen (Spanien). Christus hat es ja prophezeit: Es kommt die Zeit, wo jeder, der euch tötet, glaubt, Gott einen Dienst zu erweisen. Haben sie mich

Beelzebub genannt, werden sie euch nicht anders nennen. Der Jünger ist nicht über dem Meister. Auch in unserem Vaterland gibt es in weiten Kreisen Feindschaft und Haß gegen die Kirche. Man braucht dabei nicht immer Bosheit und Gemeinheit als Beweggrund anzunehmen. Viele sagen sich, Deutschland ist jetzt politisch geeint, wir wollen es auch religiös einigen. Wir wollen einen deutschen, einen artgetreuen Gott. Sie denken sich dabei, was irgendein fremder Religionsstifter geschaffen hat, kann auch einer von uns ebenso neu schaffen. Ein Irrtum ist dabei, der äußerst verhängnisvoll werden kann. Christus ist nicht ein fremder Religionsstifter, er ist Gott, und als solcher spricht er zu allen Völkern, und alle Rassen haben auf ihn zu hören. Kampf gegen seine Kirche ist Kampf gegen Gott, der immer mit dem Siege Gottes endet. Jene Kreise glauben nicht an einen persönlichen Gott, sie sehen im Vaterland das höchste Gut, im Gemeinnutz größte Tugend.

Liebe Christen! Viele können es nicht verstehen, warum ihr immer in die Kirche lauft. Sie werden euch sagen, kommt doch zu uns, wir glauben ja alle an einen Gott. Warum wollt ihr so weit in die Kirche laufen. Ihr könnt ja überall beten, Gott ist überall. Denen müßt ihr sagen: Wir haben mehr als vier Wände und ein Dach. Unsere Kirche ist nicht bloß ein Bethaus, sondern im eigentlichen Sinne ein Gotteshaus. Gott wohnt persönlich in der Kirche. Nicht bloß um zu beten, um zu singen oder eine Predigt zu hören gehen wir in die Kirche, sondern wir tun es in erster Linie, ja hauptsächlich nur, um unseren Gott zu besuchen. Ein Landjahrführer sagte mir mal: Die Jungen konnten nicht zum Gottesdienst kommen, sie mußten für das WHW sammeln, das ist ja auch eine positiv christliche Tat. Sicher, sagte ich ihm, aber trotzdem ein Unrecht. Selbst wenn die SA aus dem edlen Beweggrund, den notleidenden Menschen zu helfen, am Sonntag Holz fällen würde, so sehen wir darin trotzdem eine Sonntagsentheiligung, eine Sabbatschändung. Ich versuchte das folgendermaßen zu erklären: Wenn plötzlich der Ruf sich verbreiten würde, der Führer kommt, so würden sie sicher alle die Büchsen und die Äxte beiseitelegen und eilen, den Führer würdig zu empfangen. Am Sonntag, am Tag des Herrn, hat sich Gott, d.i. Christus, der Führer aller Menschen, in der Kirche, auf dem Altare angesagt. Wir müssen darum alles beiseitelegen, um Christus unsern Führer, der uns erwartet, würdig zu empfangen.

Ihr werdet viele Vorurteile und Klagen hier in der Diaspora gegen unsere Kirche hören. Man wird hier noch mehr als bei euch von den Priestern und Sittlichkeitsverbrechern usw. reden. Nun, liebe Christen, ihr braucht euch der Kirche nicht zu schämen. Jeder von uns bedauert, wenn ein Priester schlecht wird. Die Apostel haben Judas und seinen Verrat auch schmerzlich empfunden. Man muß Person und Sache unterscheiden. Das Christentum ist wahr und göttliche Lehre, niemals schlecht. Die Christen, die Träger dieser Lehre, sind Menschen, oft sehr schwach und sündig. Es sind auch nicht viele tausende und abertausende Priester, die sich vergangen haben, sondern, wie es unser Bischof von der Kanzel hat sagen lassen: Von etwa 25.000 Weltpriestern haben sich 111 versündigt und sind verurteilt worden. Diese Zahl wollen wir uns merken. Welcher andere Stand, gleichviel ob Lehrer oder Ärzte usw., könnte das von sich behaupten. Nicht einmal ½ % aller Priester wurden verurteilt. Freuen können wir uns, daß von 40.000 Schwestern nur eine einzige verurteilt worden ist, die keine mehr war, weil sie schon längst aus dem Kloster entlassen war.

Liebe Christen! Wenn man hier euern Besuch der hl. Messe nicht immer versteht, wenn man die Kirche und ihre Priester oft schmähen und beschimpfen wird, was habt ihr zu tun? Erst recht müßt ihr euch sagen, gehen wir zur Kirche, zu unserem Gott und Heiland. Und wenn dir alle untreu werden, so bleiben wir doch treu. Ihr müßt diese Gesinnung durch Liebe untereinander, man nennt das heute oft Gemeinschaftsgeist, und durch Eifer in der Pflichterfüllung, in der Arbeit zeigen. Die Welt muß von euch dasselbe sagen, was ein heidnischer Schriftsteller von den ersten Christen schreibt: Seht, wie sie sich untereinander lieb haben. Amen.

Das Jahr 1939 fing wieder mit politischem Ärger an. Der Pfarrer hatte einen kleinen Zusammenstoß mit dem Hauptlehrer in Rhinow gelegentlich eines Gottesdienstes. Er veranlaßte ihn, an den Bürgermeister von Rhinow folgendes Schreiben zu richten:

19.1.1939

Sehr geehrter Herr Bürgermeister!

.....

Am vergangenen Sonntag war wieder katholischer Gottesdienst, nur ein Raum war zur Verfügung. Als ich über den Flur ging, begegnete mir der Hauptlehrer der Schule. Er fixierte mich sehr scharf und grüßte übermäßig stramm und exakt mit „Heil Hitler“. Ich merkte und fühlte sofort, er wolle mich politisch examinieren. Ich grüßte höflich, wie ich es immer gewöhnt bin, mit „Grüß Gott“. Darauf ein wütender Blick von seiten des Hauptlehrers und der laut dröhnende Zuruf, so daß es die zum Gottesdienst Versammelten hören konnten: „Sie sind ein Staatsfeind“. Ich darauf: „Herr Lehrer, seien sie vorsichtig“. Nach dem Gottesdienst kam der Lehrer an mein Auto heran und sagte mir: „Das ist der letzte Gottesdienst in der Schule gewesen“. Ich darauf: „Das wird die maßgebende Stelle zu entscheiden haben. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß sie mich beleidigt haben. Sie wissen, daß ich als Geistlicher unter dem besonderen Schutz des Konkordates stehe, d.h., der Führer hat sich durch sein Wort verpflichtet, den Priester vor Beleidigungen besonders zu schützen“.

Ich erlaube mir nun die Anfrage, Herr Bürgermeister, kann ich auf eine Antwort rechnen und erfahren, ob der zweite Gottesdienstraum entzogen bleibt? Ferner frage ich an, ob die Ankündigung des Lehrers endgültig sei, d.h., ob auch das einzige Klassenzimmer, das uns noch zum Gottesdienst blieb, entzogen wird, weil ich ein „Staatsfeind“ bin, indem ich den Herrn Lehrer mit „Grüß Gott“ grüßte. Wenn der Gottesdienst tatsächlich nicht mehr stattfinden darf, weil ich mich als „Staatsfeind“ gebärdete, so ist es wohl, Herr Bürgermeister, Ihre Pflicht, mich der maßgebenden Stelle anzuzeigen. Bin ich kein „Staatsfeind“, so bitte ich, den Lehrer auf sein ungebührliches Benehmen aufmerksam zu machen. Er dürfte dann wohl wissen, was er zu tun habe.

Warum grüße ich mit „Grüß Gott“? 1) Es ist das ein christlicher Gruß. Vom Priester darf man es wohl erwarten, daß er in besondere Weise religiös grüßt, genauso wie es der Soldat militärisch tut. Der eine soll eben ganz Soldat, der andere ganz Priester sein, d.h., Vertreter Gottes. Im positiv christlichen Reich hat m.E. der Name Gott noch einen guten Klang. 2) „Grüß Gott“ ist bestimmt nicht dasselbe wie „Heil Moskau“, d.h., eine politische Kampfansage dem Andersdenkenden gegenüber. Der christliche Gruß „Grüß Gott“ ist eine Steigerung, eine Vervollkommnung des deutschen Grußes, keine politische Kampfansage. Der eine denkt bei seinem Gruß an einen Menschen, an einen verdienten und Achtung gebührenden Mann, der andere an Gott. Das ist kein Gegensatz, sondern eine Steigerung. Wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über. Der eine ist politisch begeistert, der andere liebt Gott aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen, mit allen seinen Kräften. 3) Hätte ich den Lehrer so begrüßt, wie er es erwartete, wäre ich in seinen Augen wohl ein Staatsfreund gewesen. In meinen Augen wäre ich ein Waschlappen, und zwar ein großer, geworden. Hätte mich der Lehrer nicht mit „Grüß Gott“ begrüßt, wenn ich ihn so zuerst begrüßt hätte, dürfte ich dann sagen: Sie sind ein Gottesfeind? Ich hätte dazu keine Berechtigung. Was man nicht will, daß einem geschehe, füge auch keinem andern zu. 5) Der Priester wird nicht fanatisch politisch begeistert sein. Er soll ja im Dritten Reich keine Politik treiben und einer Partei angehören. Es ist darum verständlich, das er das Religiöse betonend mit „Grüß Gott“ grüßt. Würde er ebenso politisch begeistert mit „Heil Hitler“ grüßen, so könnte nur zu leicht und auch mit Recht der eine oder andere sagen, er katzenbuckelt. Politischer Konjunkturritter. Er macht politische Klimmzüge. Dazu bin ich wirklich zu stolz.

Kann ein wahrer Christ Staatsfeind sein, ohne seinen Glauben zu verleugnen? Zur Zeit der ersten Christen lebte die Kirche mit dem Staate in einem nahezu feindlichen und gehässigen Verhältnis. Dennoch haben sich die ersten Christen nicht mit Gewalt aufgelehnt. Sie waren loyale Bürger. So wird auch heute jeder Christ alle Gesetze des Staates, nicht bloß die wohltuenden, auch die harten, ja ungerechte Gesetze erfüllen. Nur unmoralische wird er mit passivem Widerstand beantworten, selbst sich auch da nicht mit Gewalt auflehnen. So bekannten die ersten Christen ihren Glauben in jeder Hinsicht, selbst als er verboten war. Dieser passive Widerstand wurde als Staatsfeindlichkeit ausgelegt. Im positiv christlichen Reich wird aber niemals ein religiöses Bekennen als Staatsfeindlichkeit ausgelegt werden dürfen. Das geschieht weiter östlich.

Positives Christentum will man heute besonders an den großen Opfern für die notleidenden und frierenden Mitmenschen erkennen. Nun gut. Ist derjenige, der in seinem Hause, obwohl es kein Hotel ist, Bedrängte und Notleidende so zahlreich kostenlos beherbergt und verpflegt, wie Sie, Herr Bürgermeister und der Herr Lehrer zusammen nicht einmal nahe Verwandte aufgenommen haben, ein Staatsfeind oder positiver Christ? Wenn er, selbst ehelos, zwei bis vier Kinder für lange Zeit bei sich aufnimmt, wenn er einer ganzen Familie anbietet, sie könne bei ihm wohnen – die Wohnung dieser Familie soll wegen ansteckender Krankheit desinfiziert werden. Dies kann nicht geschehen, weil man keinen Raum hat, die Leute anderswo unterzubringen – ist der ein Staatsfeind? Nein, das ist er nicht. Obwohl ich es in meinen achtzehn Priesterjahren wie oben dargelegt immer getan habe, hat man mich auch einmal, und sogar öffentlich, gebrandmarkt, sagen wir, auch als Staatsfeind. Ich habe damals dem Kreisleiter mitgeteilt: Sie haben den Mut gehabt, mich öffentlich zu brandmarken. Haben Sie auch den Mut mir Gelegenheit zu geben, in der selben Versammlung, wo der Vorwurf gemacht wurde, den Beweis anzutreten, daß ich für notleidende und frierende Mitmenschen mehr übrig gehabt habe, als jeder Parteigenosse in der ganzen Stadt? Ich habe ihm noch weitere Unterlagen zugestellt. Darauf habe ich einen schriftlichen Widerruf des Vorwurfs erhalten. Der Adjutant des Kreisleiters, der im Namen desselben gezeichnet hatte, und wohl auch der Anlaß für diesen Vorwurf war, wurde später wegen Sittlichkeitsverbrechen mit Gefängnis bestraft.

Die ersten Verwundeten des Krieges wurden von jedermann begrüßt. Man hatte eben Achtung vor ihnen. Ich war fünf Jahre Soldat, bin Offizier des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 gewesen, habe einen Schuß durch beide Jochbeine, zwei Bajonettstiche in den Hals, einen in die Lendengegend, einen Unterarmschuß und einen Prellschuß auf beide Oberschenkel erhalten. Habe ich damals für das Vaterland geopfert? Sollte ich mich jetzt als Staatsfeind gebärden?

Der Minister hatte bald nach der Machtübernahme angeordnet: Gottesdienst darf nicht mehr in einem Gasthaussaal und ähnlichen Räumen abgehalten werden. Das passe nicht zum sakralen Ton der heiligen Handlung. Hierfür wurden die Schulen in erster Linie zur Verfügung gestellt. In meiner früheren Gemeinde wurde mir sogar der Sitzungssaal des Rathauses kostenlos zur Verfügung gestellt. Durch heilige Handlungen wurden m.E. die Räume eher geheiligt als abgenutzt. Von den Leitern des positiv christlichen Staates von heute soll man eben nicht sagen können, was man von den Juden behaupten konnte, wie es in der Schrift steht: „Sie hatten keinen Platz für ihn in der Herberge“. Ein Stall von Bethlehem soll heute in unserem Reich nicht mehr zum Gotteshaus werden.

Ich bitte, Herr Bürgermeister, nochmals höflich, mir antworten zu wollen: Ob ich ein „Staatsfeind“ bin und den Katholiken deswegen der Schulraum für ihren Gottesdienst entzogen bleibt. Ich bitte um prinzipielle autoritative Entscheidung. Sollten Sie nicht in der Lage sein, mir antworten zu können, werde ich den Herrn Minister für die kirchlichen Angelegenheiten bitten, dies zu tun.

Die Antwort auf dieses Schreiben liegt nicht vor. Nur soviel ist bekannt, daß der Gottesdienst in Rhinow weiter in der Schule abgehalten wurde.

Im Frühjahr 1939 wurde Kaplan Fleischer krank. Es stellte sich heraus, daß Lunge und Herz bei ihm nicht gesund waren. Zuerst fing es wieder mit Vertretungen an, mit den gleichen Mühen für den Pfarrer in Bezug auf die Außengottesdienste wie vor 5/4 Jahren. Kaplan Fleischer mußte länger beurlaubt werden, und so kam im April oder Mai 1939 ein neuer Kaplan nach Rathenow.

Als der Krieg ausbrach, kam auch für das Rathenower Pfarrhaus eine neue Zeit. Gleich am ersten Tage wurde Hans Althoff Soldat. Am 27.8. war noch Wehrmachtsgottesdienst gewesen, und Hans hatte den Wehrmachtspfarrer mit seinem Motorrad nach Brandenburg zurück gefahren. Unterwegs sagte ihm der Pfarrer, er würde ihn gern als Küster nehmen. Da könnte er immer sein Auto fahren und bei den Gottesdiensten behilflich sei. Das war dem Hans nicht fremd, da er ja in der Diaspora groß geworden war. Als nun der Krieg ausbrach, rief der Brandenburger Herr an, ob Hans nicht freiwillig kommen wolle. Der Pfarrer meinte: „Wenn der Krieg lange dauert, mußt du doch ins Feld. Und wenn es schnell geht, kannst du nachher noch weiter lernen und hast den Ruhm, Kriegsfreiwilliger gewesen zu sein“. Also entschloß sich Hans, das Pfarrhaus zu verlassen. Die kleine Elfriede war inzwischen auch von der Mutter geholt worden, so daß keine Pensionäre mehr im Haus waren. Dafür war aber an Gästen kein Mangel. Soldaten kamen oft. Einige, die sich besonders hingezogen fühlten, beinahe jeden Tag. Wenn die Soldaten abends kamen, mußten sie selbstverständlich mitessen. Das war in den ersten Kriegsmonaten, als Brot, Butter und Fleisch noch nicht so knapp zugeteilt waren, noch zu erschwingen. Als dann aber alle Vorräte verbraucht waren, wurde es beinahe eine Kunst, abends immer noch für hungrige Soldatenmägen etwas auf den Tisch zu bringen. Aber der Pfarrer wollte lieber etwas weniger essen, als den Soldaten nichts zu geben. Und als die Soldaten sonntags Besuch bekommen sollten, da war es selbstverständlich, daß die Angehörigen im Pfarrhaus wohnten. Mehrere junge Frauen kamen regelmäßig jeden Sonntag ihre Männer besuchen, bis diese an die Front kamen. Eine kam monatelang immer von Sonnabend bis Montag, und immer hatte sie die Möglichkeit, im Pfarrhaus zu übernachten. Als einer der Soldaten gleich im Anfang fiel, war fast das erste, was die junge Frau sagte: „Wie bin ich dem Pfarrer Froehlich dankbar, daß ich noch so oft in Rathenow bei meinem Mann sein konnte“. Jedenfalls war und blieb das Pfarrhaus allen offen. Ostern 1940 waren 8 fremde Schlafgäste da, die alle nur wegen Soldatenbesuche gekommen waren.

Durch den Frankreichfeldzug waren in die Gegend um Rathenow die Bevölkerung von Konz und Zewen bei Trier evakuiert worden. Als der Pfarrer davon hörte, machte er sich sofort auf, um bei den einzelnen Bürgermeistern anzufragen, wo die Katholiken aus dem Westen untergebracht waren. Er richtete auf dem schnellsten Wege Gottesdienst ein, der meist in Gasthäusern und an Wochentagen gehalten werden mußte. Pater Toenne, der Kaplan, war fast jeden Tag mit dem Fahrrad und dem schweren Meßkoffer unterwegs, um den Leuten Gottesdienst zu halten. Als der Pfarrer noch erfuhr, daß auch ein Geistlicher unter den Evakuierten sei, ließ es ihm keine Ruhe, bis er den Herrn aufgesucht und ins Pfarrhaus gebracht hatte. Es war ein alter Herr, der unter den behelfsmäßigen Verhältnissen sehr gelitten hatte. Der Pfarrer konnte es gar nicht begreifen, daß er sich nicht sofort an den nächsten Geistlichen gewandt hatte, aber der Gedanke war dem Herrn scheinbar nicht gekommen. Als der Pfarrer ihn aufsuchte, war er gerade unterwegs, seine Schäflein im Nachbardorf zu besuchen, als plötzlich ein Auto bei ihm anhielt und jemand sagte: „Grüß Gott, Herr Pfarrer, ich komme sie abholen“. Er sagte, als er im Pfarrhaus war: „Ich hatte gerade zur Muttergottes gebetet, daß ich doch morgen wieder einmal die hl. Messe feiern könnte, und da kam ihr Pfarrer und nahm mich mit“. Der Herr blieb nun im Pfarrhaus und wurde sonntags immer an zwei Orte gefahren, an denen er seinen Leuten Gottesdienst halten konnte. Der erste Gottesdienst, den er in einer Schule

hielt nahm ihn sehr mit. Alle die Menschen, die noch nie etwas von der Diaspora gesehen hatten, lernten diese nun so nahe kennen. Sie blieben allerdings nur einige Monate und konnten bald wieder in die Heimat zurück.

Auch die amtlichen Stellen merkten, daß das Pfarrhaus allen offen stand. Eines Abends rief die NSV vom Bahnhof an, ob nicht zwei Personen, die zu den Evakuierten gehörten, eine Nacht unterkommen könnten, sie könnten so spät abends nicht mehr über Land gehen. Es wurde selbstverständlich eine Zusage gegeben.

Im Pfarrhaus gab es immer wieder Neues. Im Oktober 1939 kam ein Pfarrer Dudek für längere Zeit. Er war Kursusgenosse des Pfarrers und hatte eine Pfarrei in O/S. Dort war er ausgewiesen worden, hatte in Landeck gewohnt und nichts zu tun. Der Pfarrer schrieb ihm: „Du kannst bei mir ein Zimmer haben und dich auch betätigen. Komme nur, ich kann Dich gut gebrauchen“. Er kam auch und blieb bis Ende Januar 1940. Er feierte auch das Weihnachtsfest in Rathenow. Leider war es nicht mehr möglich, die Christmette um 12 Uhr nachts zu halten, weil sich die Kirche nicht verdunkeln ließ. 1937 und 1938 hatte der Pfarrer die Mitternachtsmette gefeiert, und auf seinen Wunsch wurde auch das „Transeamus“ gesungen, das für ihn zum Weihnachtsfest gehörte. 1938 war der Heiligabend sogar sehr bewegt. Gegen 8 Uhr wurde der Pfarrer zur Taufe eines kranken Kindes geholt, und anschließend an die Mette war noch ein eiliger Versehgang zu machen. Das war bestimmt alles, was man sich für einen Heiligen Abend wünschen konnte. Aber trotzdem waren diese Weihnachtsfeste friedlicher, als in den Kriegsjahren. In der Zeit, in der Pfarrer Dudek in Rathenow war, passierte auch mal ein nettes Geschichtchen.

Pfarrer Dudek hatte von zu Hause eine Sendung bekommen, in der auch Fleisch war. Als nun dieser Braten zum Sonntagmittag bestimmt wurde, war die Ration, die auf Karten schon gekauft und angebraten war, überflüssig, d.h., nach der Meinung des Pfarrers. Er wollte Abhilfe schaffen. An dem fraglichen Sonnabend war Beichtgelegenheit bei einem fremden Herrn und viel zu tun. Da sah der Pfarrer in der Kirche einen Mann, der ihm immer das Auto fuhr. Er winkte ihm, nahm ihn mit hinaus und sagte: „Wenn sie fertig sind, kommen sie mal rüber, ich gebe ihnen etwas mit“. Der Mann kam nach einiger Zeit, und der Pfarrer gab ihm die Fleischportion mitsamt dem Topf, worin sie angebraten war, mit. Die Frau war sicher sehr erstaunt, als der Mann mit einem Kochtopf mit Fleisch aus der Kirche kam. Später sagte sie einmal: „Der neue Pfarrer fragt nur immer, waren sie schon in der Kirche? Pfarrer Froehlich dagegen hat gefragt: Haben sie auch etwas zu essen?“ Er wußte sicher, daß die Menschen mit gefülltem Magen aufnahmefähiger waren als mit knurrendem.

Im ersten Kriegswinter sorgte er noch in anderer Weise für seine treuen Seelen. Er fragte in Pommern bei verschiedenen Bekannten an, ob sie ihm nicht einen Weihnachtsbraten, eine Gans, schicken könnten. Damals konnte Geflügel noch frei verkauft werden, und wirklich, es kamen von 10 oder 12 Stellen solch leckere Vögel geflogen. Vom dem ganzen Segen durfte im Pfarrhaus nur eine einzige Gans behalten werden; alle anderen wurden an verschiedene Gemeindeglieder, die sich eifrig betätigten, weiter gegeben.

Von Hans Althoff war im Frühjahr mal ein Päckchen mit vielleicht 200 g Bohnenkaffee gekommen. Es war eine große Freude, aber die wurde gleich getrübt als der Pfarrer sagte: „Den Kaffee nehme ich Herrn Dr. Waldinger mit“. Er wurde aber so lange gebeten, bis er für einmal Kaffee kochen die Bohnen zugestand. Er wollte sie aber selbst zuteilen. Als er mittags schlief, wurde etwas davon „organisiert“. Bei der Einteilung zum Nachmittagskaffee redete man ihm ein, daß für einen starken Kaffee sehr viel gebraucht würde, und er teilte auch großzügig zu. Davon wurde dann auch noch

heimlich etwas zurück behalten. Mit den vorher entwendeten Bohnen wurde an seinem Priesterweihetag noch einmal Bohnenkaffee gekocht. Er war überrascht, als er von der List hörte und mußte doch lachen, daß er sich so unbemerkt übervorteilen ließ.

Im Laufe der Zeit hatte er Gelegenheit, auf dem Lande ab und zu einmal Butter zu kaufen. Die Landbevölkerung bekam eine größere Ration, und da waren immer einige, die nicht das Geld hatten, alles zu kaufen. Eines Tages kam er nach Hause mit den Worten: „Hier ist 1 Pfd. Butter, die wird jetzt gleich zu Familie Streng gebracht“. Im Haus war fast keine Butter mehr, aber er ließ sich auch durch viele Bitten nicht erweichen, wenigstens die Hälfte für den eigenen Gebrauch zurück zu lassen. Die Butter mußte zu der Familie gebracht werden, wo es natürlich große Freude gab, ob des unerwarteten Segens.

Im Januar 1940 wurde Pater Toenne versetzt, und Kaplan Wieland, ein Neupriester, zum Kaplan von Rathenow ernannt. Der Pfarrer war der Letzte, der viel von den Herren verlangte, aber es ärgerte ihn darum immer doppelt schwer, wenn das Wenige auch nicht ausgeführt wurde. Der Kaplan sagte ihm, Rad fahren könne er nicht, Besuche machen läge ihm nicht, und was der schönen Dinge mehr sind. Er war manchmal sehr verbittert über die Berufsauffassung, die bei den jungen Herren zu Tage trat. Einmal sagte er ihm: „Wenn sie Soldat werden, dann müssen sie vor jedem Unteroffizier stramm stehen und jawohl sagen. Nur wenn ihr Pfarrer etwas sagt, glauben sie, nicht einer Meinung mit ihm sein zu können. Der Kaplan meinte, mit dem Soldat werden hätte er keine Sorge, das würde wohl nicht eintreffen. Er war darum auch sehr unangenehm überrascht, als er eines Tages die Einberufung bekam. Er wurde im Mai eingezogen und von Kaplan Langer abgelöst.

Auch dieser Herr stützte sich auf vermeintliche oder wirkliche Leiden, wenn es hieß: Rad fahren zum Unterricht. Für das Auto wurde immer weniger Benzin bewilligt, und schließlich wurde es ganz stillgelegt. Nun war guter Rat teuer. Der Pfarrer wußte sich aber zu helfen. Er kaufte ein Fahrrad, die man damals noch bekam, und lernte mit fast 50 Jahren noch Rad fahren. Das war auch etwas, was er sich in seinem Leben nie hätte träumen lassen. Soldat werden und Auto fahren waren die ersten Dinge, jetzt kam das Radfahren dazu. Es sollte nicht das letzte sein, woran er nie im Traum gedacht hatte. Jedenfalls dauerte es ziemlich lange, bis er ganz sicher war, um allein zum Unterricht fahren zu können. Aber er war ganz stolz darauf, als er es dann endlich geschafft hatte. Auch sonntags zum Außengottesdienst mußte er schließlich immer mit dem Rad fahren, weil es keine Möglichkeit gab, das Auto zu benutzen.

Als Pfarrer Dudek abgereist und das Fremdenzimmer einige Zeit leer war, kam eines Tages ein Brief von einem Herrn König aus Münster, der nach Rathenow versetzt war und ein Zimmer suchte. Da es beinahe unmöglich war, in der Stadt ein Zimmer zu bekommen, beschloß der Pfarrer, ihm das Fremdenzimmer anzubieten. Herr König war sehr froh darüber und sagte, daß ihm so etwas noch nie vorgekommen wäre, daß ein Pfarrer in seinem Haus ein Zimmer zur Verfügung gestellt hätte.

Er suchte eifrig nach einer Wohnung, um seine Familie ebenfalls nach Rathenow kommen zu lassen, und kurz vor Weihnachten hatte er es erreicht. Seine Frau mit zwei Kindern und dem Mädchen kamen, und da die Wohnung noch nicht eingerichtet werden konnte, weil die Möbel noch unterwegs waren, wohnten alle ebenfalls im Pfarrhaus. Am Heiligabend sollte es soweit sein, daß sie ihre Wohnung beziehen konnten. Da war der kleine Sohn krank geworden, Masern, und mußte im Bett bleiben. Er durfte dann vom Nebenzimmer aus den brennenden Christbaum ansehen. Es war sicher für die ganze Familie traurig, am Heiligabend nicht zusammen sein zu können, aber der Gedanke, daß

der Junge gut aufgehoben war, machte den Eltern dies erste Weihnachtsfest in der fremden Stadt sicher erträglich.

Es scheint überhaupt ein seltener Fall zu sein, daß ein Pfarrer so gastfreundlich war, denn immer wieder gab es ein angenehmes Erstaunen, wenn jemand wider Erwarten aufgenommen wurde. Als eines Tages mal ein Geistlicher aus dem Westen kam und der Pfarrer zum Unterricht unterwegs war, kostete es direkt Mühe, den Herrn zum Bleiben im Pfarrhaus zu bewegen. Er wollte sich absolut im Hotel ein Zimmer nehmen und konnte es gar nicht fassen, daß der Pfarrer ungehalten wäre, und es fast als persönliche Beleidigung aufgefaßt hätte, wenn ein Geistlicher im Hotel und nicht im Pfarrhaus gewohnt hätte. Das war eine Auffassung, die den rheinischen Herren ganz neu war.

Als eines Abends mal ein Lichtbildervortrag von der Miva war, und der Herr auch im Pfarrhaus untergebracht wurde, fragte ihn der Pfarrer, ob es nicht selbstverständlich sei, daß er nach solchen Vorträgen immer in den Pfarrhäusern wohnen würde. Der Herr meinte: „Vielleicht 15 % der Herren bieten mir ein Zimmer an, bei den übrigen muß ich mich selbst darum kümmern, wo ich unterkomme“. Also schien Pfarrer Froehlich doch eine Ausnahme zu sein.

Wie freute er sich damals, als ein Berliner Kaplan anfragte, ob er seinen Urlaub in Rathenow verbringen könnte. Er war nur gewöhnt, daß die Kapläne eine heilige Scheu vor ihm hatten, trotzdem er es allen doch recht machen wollte.

Im August kam als Feriendiakon Johannes Pellen, der 1936 Arbeitsmann in Dramburg war, nach Rathenow. Zuerst nahm ihn der Pfarrer mit in den Urlaub nach Arnsdorf. Es war die letzte frohe Ferienzeit, die er erleben sollte. Es war gut, daß man nicht in die Zukunft sehen konnte, sonst wäre die Freude schnell vergangen. Anschließend an die Urlaubstage arbeitete Pellen in Rathenow. Er gab Unterricht, predigte, taufte, der Pfarrer hatte seine Freude an ihm. In diese Zeit fiel der Tag des hl. Augustinus, und da wurde er von Pellen in netter Weise angedichtet. Die Verse lauteten:

1. Wir feiern heute Namenstag,
Vergessen alle Müh und Plag,
Und denken bei dem schönen Wein:
„So könnt' es alle Tage sein“.
2. Doch einmal nur in jedem Jahr,
Versammelt sich die kleine Schar
Und wünscht mit treu ergeben Sinn,
Von Herzen Glück dem Augustin.
3. Am heut'gen Abend, glaubten wir,
Gäb es gewiß ein groß Pläsier,
Wenn wir von seines Lebens Stufen,
Jetzt einige ins Gedächtnis rufen.
4. Als man ihn aus der Taufe hob,
Die Hebamme von dannen schob,
Obschon er fast in Tränen schwamm,
Sprach sie: „Du wirst ein Gottesmann“.
5. Bisweilen ritt er hochgeehrt
Auf seinem schönen Schaukelpferd,
Bis einmal – so was tat er auch,
er öffnete den Pferdebauch.

6. Als Schüler fast ein Philosoph,
Dacht' er und sprach wer weiß wie oft:
„Jetzt hab ich's, das ist wichtig,
Der Lehrer macht's nicht richtig“.
7. In Liegnitz gab's der Wege zwei,
S' klingt sagenhaft, doch bleibst dabei,
Er kennt nur wie die Lerche,
Den Weg zu Schul und Kerche.
8. Wem Gott will recht Gunst erweisen,
Den schickt er als Kaplan auf Reisen.
So dachte er mit heit'rem Sinn
Und zog recht oft woanders hin.
9. Bonifaz, Neukölln, Thomas, Spandau,
Rudow, Dramburg und Rathenau.
Es kommt auf eine gar nicht an,
So dachte der schöne Romankaplan.
10. Ein Dreirad macht gewiß viel Freud,
Doch ärgert es auch manche Leut,
Wenn es bleibt hinten stecken,
Das ist dann zum Verrecken.
11. Aus seiner Tugenden großer Zahl,
Nenn ich nur zwei als gute Wahl:
Daß er so schrecklich gerne raucht
Und auch so manchen Kaplan verbraucht.
12. So ließe sich noch vieles sagen,
Doch all zuviel verdirbt den Magen,
Drum lassen wir es lieber sein
Und trinken noch ein Gläschen Wein.

Im Oktober 1940 wurde Kaplan Langer wieder versetzt. Er hatte sich aus Gesundheitsgründen weg gemeldet. Rathenow wurde jetzt bald berüchtigt, weil die Kapläne so schnell wechselten, aber das war ja leider durch die Verhältnisse bedingt. Als Ersatz wurden zwei Neupriester ernannt, weil der Pfarrer gern einen ständigen Seelsorger für Premnitz gehabt hätte. Eine Zeit lang war ein aus dem Westen evakuierter Geistlicher dort gewesen, der aber inzwischen wieder in die Heimat zurück gegangen war. Daß man aber gleich zwei Neupriester, und dazu noch aus dem gleichen Kurs, schickte, war sicher nicht ganz klug gewählt.

Im November 1940 erschien eines Nachmittags ein Soldat und stellte sich vor: Pater Guntram, Franziskaner, z.Zt. Sanitäter in Rathenow. Er wurde vom Pfarrer mit großer Freude aufgenommen. Er fühlte sich bald ganz zu Hause und immer, wenn er Zeit und Gelegenheit hatte, kam er vorbei. Und wenn er nur im Krankenhaus etwas abzuholen hatte, kam er schnell mit hinein und immer gab es etwas Nettes zu erzählen. Er sollte ursprünglich als Missionar nach China gehen, hatte auch schon zur Abreise alles vorbereitet. Am 2.9.39 sollte das Schiff abgehen, am 1.9. brach der Krieg aus. Er hat China niemals gesehen, im November 1941 fiel er in Rußland.

Aber noch war er in Rathenow und gern gesehener Gast im Pfarrhaus. So oft er Urlaub bis zum Wecken hatte, übernachtete er im Haus. Es tat ihm immer gut, in einem Einzelzimmer eine Nacht zu

schlafen. Auch als er einmal Besuch von seiner Schwester bekam, wohnte diese selbstverständlich im Pfarrhaus. Manchmal fuhr er nach Berlin, wo er vorher war und Bekannte hatte. Von einer solchen Fahrt brachte er eines Tages auch ein Stück Butter mit. Er gab sie nach der hl. Messe dem Pfarrer in der Sakristei, weil er es eilig hatte in die Kaserne zu kommen und sagte ihm ausdrücklich: „Das ist für sie, bitte nicht weiter verschenken“. Es war beinahe so, als wenn er den Pfarrer erst auf einen Gedanken gebracht hätte. Auf dem Weg durch den Garten traf er Herrn König, der hatte ja zwei Kinder, und dem schenkte er das halbe Pfund Butter. Dann kam er in die Küche und sagte: „Ich habe von P. Guntram ½ Pfd. Butter bekommen, die ich an Herrn König weitergegeben habe. Aber Mund halten!“ Als der Pater dann beim nächsten Besuch auch wirklich fragte, ob die Butter abgeliefert worden sei, mußte eine Gegenfrage: „Ja, warum sollte sie nicht abgeliefert worden sein?“ die Tatsache verschleiern, daß die Butter tatsächlich auf einem anderen Tisch gelandet war.

Mit den Herren von der „Konkurrenz“ stand er sich gut, soweit er mit ihnen zusammenkam. Besonders der Pfarrer von H... sah ihn gern. Diesem Herrn war er auch behilflich, seine etwas isolierte Stellung zu befestigen. In einem Dorfe gab der Pfarrer Unterricht, und der Gutsbesitzer, Herr L., freute sich immer, wenn der katholische Pfarrer kam. Er mußte dort immer Kaffee trinken und ein Stündchen verplaudern. Dieser Gutsbesitzer war der Patron der evangelischen Kirche in H... Einmal erzählte dieser ihm, daß der Pfarrer es sehr schwer hätte, sich in der Gemeinde zu behaupten. Da sagte ihm Pfarrer Froehlich: „Herr L., sie sind doch Patron, müßten sie dann dem Pfarrer nicht ein bißchen beistehen, ihm mal offiziell einen Besuch machen? Das würde die Stellung des Herrn doch festigen, wenn die Leute sehen, daß sie zum Pfarrer halten“. Der Gutsbesitzer meinte: „Eigentlich haben sie recht, ich werde mal Besuch machen“.

Auf der Rückfahrt, die den Pfarrer immer durch H.... führte, fuhr er beim evangelischen Pfarrhaus vor und erzählte dem Pfarrer, daß sein Patron ihn bald mal besuchen würde. Er war mit dem Erzählen noch nicht ganz fertig, als wieder ein Auto vorfuhr und Herr L. schon erschien. „Sie haben mich wohl gleich angemeldet?“ fragte er lachend, und der Pfarrer machte sich schnell aus dem Staube. Als dann die endgültige Ernennung des evangelischen Herrn bevorstand, kam dieser zum katholischen „Amtsbruder im Herrn“ und bat ihn, bei seinem Patron ein gutes Wort für ihn einzulegen, damit er die Pfarrei auch wirklich bekam. Er meinte, der Pfarrer hätte bei Herrn L. ein Stein im Brett, daß dieser sich wohl einem Vorschlag seinerseits nicht verschließen würde. Daß kam sicher selten vor, daß ein evangelischer Pfarrer einen katholischen bittet, ihm bei Erlangung einer Pfarrei behilflich zu sein. Der Pfarrer hatte dann auch mit Herrn L. gesprochen, und die Sache wurde zu allseitiger Zufriedenheit geregelt.

Der Heiligabend 1940 brachte dem Pfarrer noch Ärger. Der eine Kaplan wurde mehrmals in den Beichtstuhl geholt und maulte etwas darüber. Der Pfarrer erregte sich derart über diese Unlust, daß er darauf verzichtete, die Herren bei der gemeinsamen Weihnachtsfeier, der auch die Schwestern beiwohnten, zu sehen. Er war sehr traurig, daß er sich von seinem Unmut hatte hinreißen lassen, aber es war nicht zu ändern, die Kapläne blieben auf ihren Zimmern. Als dann die Schwestern herüber kamen und alle an den Tisch mit dem brennenden Christbaum traten, sprach der Pfarrer ein paar Worte. U.a. sagte er: Es ist wohl das letzte Mal, daß wir Weihnachten zusammen feiern. Als man ihn später fragte, was er sich bei diesen Worten gedacht hätte, sagte er nur: „Ich mußte das sagen“. Die ganze Stimmung war etwas gedrückt, und es war gut, daß keiner in die Zukunft sehen konnte.

Im Januar wurde sein 50. Geburtstag gefeiert. Es war wie im Frieden. Es war soviel gespürt worden, daß man wirklich nicht an den Krieg zu denken brauchte, und alles war schön und friedlich. Der

Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Der Kirchenchor brachte ihm frühmorgens ein Ständchen. Aus Berlin war Besuch gekommen. P. Guntram war noch in Rathenow, er nahm als einzige Geistlicher an der Feier teil. Daß gerade die beiden geistlichen Herren die ersten sein würden, die in die Ewigkeit gehen würden, ahnten alle nicht.

Wenige Tage darauf wurde der Pfarrer zum Generalvikar gerufen. Seine Kapläne hatten sich über ihn beschwert. Über die Unterredung mit dem Generalvikar hatte er einen Bericht verfaßt, der im Auszug wiedergegeben werden soll:

Meine beiden Herren Kapläne, Neupriester, drei Monate im Dienst, haben sich über ihren Pfarrer beim Amt beschwert. Den Grund glaubten sie darin zu finden, daß der Pfarrer sie am Heiligen Abend getadelt hatte. Es erschien ihnen als unrecht oder zu hart. Der Pfarrer verzichtete am Heiligen Abend, mit ihnen Weihnachten zu feiern, weil der eine Herr wegen mehrmaliger Inanspruchnahme im Beichtstuhl seinen Unmut äußerte mit den Worten: Jetzt habe ich es aber dicke. Und der andere Herr sich nicht erbot, ich werde Beichte hören..... nach einer Stunde legten sie mir folgende Punkte vor: 5 Besuche pro Woche sollten gemacht werden. Die Besuche sollen kurz sein. Es ist eine Verleumdung, wenn sie beim Generalvikar gesagt haben, der Pfarrer will, daß jeder Besuch 7 Minuten dauern soll. Pastorelle Klugheit könne auch längere Besuche erfordern. Wenn sie aber in der Kriegszeit bis um ½ 12 oder 12 Uhr nachts bei einer Familie sitzen, so halte ich das für unklug. Diese langen Besuche aber verbiete ich nicht etwa, dafür sind sie selbst verantwortlich.

..... Der Pfarrer sollte Krankenkommunionen nicht verbieten. Ich sagte darauf: Meine Herren, das ist eine Verleumdung, die sie auch beim Generalvikar vorgebracht haben. Welcher Pfarrer dürfte das wagen? Ich habe ihnen gesagt, sie gehen zu der Frau B. nicht hin, wenigstens nicht so oft, und lassen sich nicht von ihr nach der hl. Kommunion gemeinsames Frühstück servieren. Als ich wiederum feststellte, daß der eine Herr dort war, sagte ich, die Frau ist nicht schwerkrank. Früh haben sie ihr die hl. Kommunion gebracht, nachmittags treffe ich sie in der Stadt. Außerdem ist der Mann ein ungläubiger Katholik, der diese Besuche, soweit ich ihn kenne, leicht anders auslegen könnte. Ich ordne an, daß die Frau, wenn sie die hl. Kommunion wünscht, sie von mir erhalten wird. Als der Kaplan mir bei der Aussprache sagte, aber sie wolle doch zu ihm zur Beichte gehen, sagte ich, das könne sie einmal im Monat tun und ich bin bereit, jeden Tag die hl. Kommunion hinzubringen. Daß das eine Verleumdung des eigenen Pfarrers sei, und zwar bitterernster Art, sah der betreffende Herr nicht ein.

..... Ich versprach den Herren, durch das Gewesene einen dicken Strich zu ziehen, sie höflich und artig zu behandeln. Ich bat um dasselbe, ich sei jederzeit für sie zu sprechen. Ich bin auch bereit, die vita communis jederzeit wieder einzuführen, wenn sie mir versprechen, bei Tisch nicht wie seit Weihnachten stumm wie ein Fisch dazusitzen. Ich habe es nicht verstehen können, wie man, weil man über den Pfarrer unwillig war, berechtigt oder unberechtigt tut nichts zur Sache, bei Tisch, selbst wenn Besuch da war, den Stummen und Nichtinteressierten spielte.

So kam der 19. März 1941 heran. An diesem Tag war der Pfarrer bei Dr. Waldinger in Premnitz, als nachmittags das Telefon klingelte. Es meldete sich Herr Strafe von der Kriminalpolizei und teilte mit, daß der Pfarrer am anderen Morgen um ½ 8 Uhr bei ihm sein sollte. Er erzählte noch etwas von Zug und wegfahren, aber das schien nicht so wichtig zu sein. Der Pfarrer ging am anderen Morgen gleich nach der hl. Messe hin. Nach 10 Minuten klingelte das Telefon wieder: „Ich soll verhaftet werden, bringt mir Brevier und Geld zum Bahnhof. Ich komme nach Potsdam“. Das gab einen Schreck und große Aufregung! Auf dem Bahnhof sagte er, er wolle bis Spandau begleitet werden. Herr Strafe hatte den Auftrag, ihn nach Potsdam zu bringen. Er war aber so entgegenkommend, daß er sagte:

„Wir können uns ja in Spandau auf dem Bahnhof treffen. Sie legen sicher keinen Wert darauf, mit mir zusammen zu fahren“. Es war keine schöne Fahrt nach Berlin. Der Pfarrer gab noch einige Aufträge, dann sagte er: „Wir wollen etwas verabreden. Wenn wir uns sprechen, und ich halte den Daumen aufrecht, dann ist es zu ertragen. Wenn ich den Finger aber krumm mache, dann steht es schlimm“. Er hatte ja keine Ahnung, was überhaupt los war.

In Spandau, beim Warten auf den S-Bahnzug, sagte der Kriminalbeamte plötzlich: „Na, 21 Tage“. „Wieso“, fragte der Pfarrer, „ich denke, sie wissen nichts“. „Ja, das ist die übliche Zeit“, erklärte er. Der Pfarrer meinte: „Ich kann mir gar nicht denken, worum es sich handelt. Es kann doch höchstens wegen der Polen oder wegen der Franzosen sein“. Da fragte Herr Strafe: „Haben sie mal irgendwelche Differenzen mit einer Rathenower Firma gehabt?“ „Ach, Firma Busch!“ Weiter konnte man nichts mehr sprechen, der Zug kam, die beiden Herren stiegen ein, um nach Potsdam weiter zu fahren. Aber die Aussicht, daß der Pfarrer eventl. nach 21 Tagen wiederkäme, war doch schon ein kleiner Trost. Die Vorgeschichte der Verhaftung war tatsächlich so, wie sie der Kriminalbeamte angedeutet hatte.

Durch die Eroberung Polens waren hunderte von polnischen Arbeitern nach Rathenow gebracht worden, die man in den großen Betrieben einsetzte. Mit Erlaubnis der Polizei hielt der Pfarrer diesen Katholiken sonntags Segensandacht, später auch hl. Messe. Er fühlte sich für das Seelenheil dieser armen Menschen genau so verantwortlich, als für die Deutschen. Die Polen merkten auch bald sein mitfühlendes Herz und beklagten sich oft, daß die Behandlung auf den Arbeitsstellen so hart und ungerecht wäre. Der Pfarrer ließ es sich immer erzählen, versuchte zu trösten, aber er griff noch nicht selbst ein. Als die Klagen immer zahlreicher wurden, ging er einmal zu dem zuständigen Herrn, der die Leitung der polnischen Arbeitskräfte hatte, und versuchte Abhilfe zu schaffen. Der Herr erklärte dem Pfarrer, daß er den deutschen Aufsehern verboten habe, die Arbeiter zu schlagen und versprach überdies, eine energische Verwarnung ergehen zu lassen. Die Klagen beim Pfarrer rissen aber nicht ab, und so wandte er sich noch einmal schriftlich an die Firma. Es erfolgte nichts weiter.

An einem Abend erschien ein Pole mit seiner Braut in ziemlicher Aufregung. Der Aufseher im Lager der Polenmädchen hätte seine Braut geschlagen und ihn aus dem Lager verwiesen. Sie baten ihn dringend, doch einmal mit diesem Mann zu reden. Der Pfarrer ging auch mit, stellte dem Mann sein Unrecht vor und meldete am nächsten Tag diesen Vorfall schriftlich wieder der Firma. Darauf teilte man dem Pfarrer mit, daß der Aufseher gemäßregelt und für einige Tage von seinem Posten entfernt sei, damit sich die Gemüter wieder beruhigen sollten.

Als der Erzpriester von Spandau, der für Rathenow zuständig ist, die Durchschriften der beiden Beschwerdebriefe bekam, meinte er: „An diesen Briefen ist doch nichts auszusetzen, die sind doch höflich und versöhnlich geschrieben“. Leider hatte sich wohl der Dezernent bei der Firma Busch in etwa getroffen gefühlt, daß er die Anzeige bei der Gestapo machte und die Verhaftung erreichte.

In der ersten Woche kam schon ein Brief des Pfarrers aus dem Gefängnis in Potsdam, Priesterstraße. Er begann: ‚Den Daumen halte ich aufrecht, d.h., ich lasse den Kopf nicht hängen‘. Also war es erträglich. Er wollte einige Sachen geschickt haben und teilte auch mit, wann Sprechzeiten wären. Man versuchte nun, an einem der angegebenen Tage eine Sprecherlaubnis zu bekommen, es war beinahe unmöglich. Nur auf den Grund: Es wäre kein Geld und keine Unterschriften da, und man wüßte nicht, wie es weitergehen sollte, weil der Pfarrer so unvorbereitet verhaftet wurde, gestattete man, ihn zehn Minuten zu sprechen. Ein Beamter der Gestapo war dabei und sagte vorher noch sehr unfreundlich: „Sie dürfen nur geschäftliche Fragen an ihn richten, wenn sie sich unterhalten, unter-

breche ich sie sofort“. Der Pfarrer wurde dann einige Minuten aus seiner Zelle heruntergeführt, konnte einiges gefragt werden, und dann war die Unterredung schon zu Ende.

Am Sonnabend vor Palmsonntag rief mittags noch das Ordinariat an und teilte mit, daß sie von Potsdam erfahren hätten, daß Pfarrer Froehlich demnächst entlassen werden würde. Die Freude war allseits groß, und am Dienstag, den 8.4., kam er wieder. Der stellvertretende Vorsitzende des Kirchenvorstandes und Herr König holten ihn vom Bahnhof ab, und dann mußte er ausführlich erzählen, wie es war.

Seine Zelle hatte allen Komfort. Zentralheizung, fließend Wasser, allerdings war sie nicht sehr groß. Er konnte in der Mitte stehend, mit ausgebreiteten Armen die Seitenwände berühren. Fünf Schritte war sie lang. Die Uhr hatte man ihm abgenommen. Aber alle Stunde klang von der Garnisonkirche das Glockenspiel: Üb' immer Treu und Redlichkeit. Für die Verbrecher im Gefängnis eine Mahnung, dem Pfarrer ein Zeichen, daß wieder eine Stunde der Haft vorbei war. Brevier und Rosenkranz hatte man ihm gelassen. An Lektüre bekam er nur den Völkischen Beobachter. Seine Tageseinteilung war ungefähr so: Nach dem Aufstehen Bett machen und Zelle säubern. Danach Frühstück: Einen Topf Kaffee und eine Scheibe Brot mit Marmelade. Dann betete er drei Rosenkränze, anschließend wurde Zeitung gelesen. Dann kam ein Teil des Brevieres heran und Betrachtung. Mittagessen, wieder drei Rosenkränze, Betrachtung, zweiter Teil des Breviers, Abendbrot und wieder drei Rosenkränze. So ungefähr war der Tagesablauf. Zwischendurch war auch noch 20 Minuten Spaziergehen auf dem Hof. Als man ihm bei einem Besuch ein Neues Testament in französischer Sprache mitbrachte, gab er es zurück mit dem Bemerkung: „Ich darf mich nicht beschäftigen“. Es kam natürlich nicht in Frage, daß die Häftlinge bei Fliegeralarm in den Keller mußten. In der ersten Nacht, in der er wieder in Rathenow schlief, war Alarm. Als er geweckt wurde, konnte er erst gar nicht zu sich kommen. Das erste war, was er fragte: Wo ist denn die Polizei?

Körperlich hatte er wohl nicht zu viel entbehrt. Da er still in der Zelle sitzen mußte, mit Ausnahme der 20 Minuten Bewegung auf dem Hof, war die knappe Verpflegung zu ertragen gewesen. Auch seine Zigarren hatte er nicht entbehrt, da er sich gerade wieder mal in der Enthaltensamkeit übte und bis Ostern sowieso auf die Zigarren verzichtet hatte.

Als Sicherheit für sein weiteres Tun und Lassen mußte er an die Stadtparkasse Rathenow 500,- Mark bis zum 1.5. einzahlen. Dieser Betrag sollte bis 1944 für die Gestapo gesperrt sein. Wenn sich der Pfarrer in dieser Zeit etwas zuschulden kommen ließ, das ein Eingreifen der Gestapo notwendig machte, sollte dieser Betrag zugunsten der NSV oder des WHW verfallen. Nach seinem Tod stellte man dann fest, daß bereits am 6.8.1941, nachdem er 7 Tage im KZ war, der Sperrvermerk aufgehoben worden war.

Der Gedanke, im Gefängnis gesessen zu haben, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Zwar hatte ihm der Leiter der Gestapo gesagt: Sie haben nicht ehrenrührig gehandelt, doch das hätte er doch gern schriftlich von ihm gehabt. Tagelang ging er in tiefen Gedanken umher, bis er sich aufraffte, noch einmal an die Gestapo zu schreiben. Alle, die er von diesem Schreiben in Kenntnis setzte, rieten ihm, es nicht abzuschicken. Aber er ließ sich nicht davon abhalten, er meinte, seinen logischen Beweisgründen könnten die Herren sich nicht verschließen, der Brief wurde abgesandt. Das aber konnte durchgesetzt werden, daß er wenigstens nur als gewöhnlicher Brief und nicht als Einschreiben geschickt wurde. So konnte er immerhin noch verloren gehen. Leider war es nicht der Fall. Einstweilen blieb von Potsdam aus alles ruhig, bis zum 20. Mai, zwei Monate nach der ersten Verhaftung. Frühmorgens erschien im Pfarrhaus ein Herr und wollte den Pfarrer sprechen. Er hätte

den Auftrag, ihn der Gestapo zuzuführen. „Soll das eine neue Verhaftung sein?“, fragte der Pfarrer, aber angeblich wußte dieser Herr das nicht. Der Pfarrer war ganz ruhig und sagte: „Wenn ich bis Abends nicht zurück bin, dann wißt ihr, den Kerl haben sie dort behalten“. Diesmal bekam er aber noch ein kräftiges Frühstück, das letzte, das er in seinen vier Wänden einnehmen sollte. Am Nachmittag wurde bei der Polizei angefragt, ob sie etwas Genaues mitteilen könnten. Man gab die Gewißheit, daß der Pfarrer das zweite Mal verhaftet war und in Potsdam bleiben mußte.

Es war zwei Tage vor Christi Himmelfahrt, dem Erstkommuniontag in Rathenow. Die Kinder wurden nun von einem fremden Herrn zur Erstkommunion geführt. Am 23.5. versuchte man das erste Mal, in Potsdam Besuchserlaubnis zu erhalten. Diese wurde auch gewährt, da man ja die Gründe schon kannte, die eine solche voraussetzten. Der Pfarrer war ganz zuversichtlich und erzählte, daß er als Zellengenossen Kuratus Hering aus Petershagen hätte. Als er gefragt wurde, ob denn zwei Betten in der Zelle wären, meinte er, der Stärkere schläft auf der Erde. Es war gar kein Zweifel, daß er der Stärkere war. Bei diesem Besuch steckte er einen Zettel zu mit dem Text eines Briefes, der an den Bischof geschrieben und persönlich abgegeben werden sollte.

21 Tage waren inzwischen herum, aber immer noch bestand keine Aussicht, daß der Pfarrer freikommen würde. Alle 14 Tage konnte ihm Wäsche zum Wechseln gebracht werden, dazu auch einige Mal Ersatzteile seines Breviers. Als man einmal einem Wärter einen solchen geben wollte – es waren ein paar Zeilen hineingeschrieben – sagte ein Beamter der Gestapo, der zufällig im Zimmer war: Das darf er nicht bekommen. Der Wärter sagte nur: „Nehmen sie es wieder mit“, und leise fügte er hinzu, „bringen sie es das nächste Mal wieder“. Die uniformierte Polizei war doch menschlicher und angenehmer als die Herren von der Gestapo.

Am 19.6. war sein 20. Priesterweihetag. Es war allen, und ihm wohl erst recht, sehr bitter, daß er an diesem Tage im Gefängnis sein mußte. Der 19. war ein Donnerstag, also richtete man es so ein, wenigstens am Freitag, den 20.6., Besuchserlaubnis zu bekommen. Als Grund mußte diesmal die Jahresrechnung herhalten, die er mit verschiedenen Unterschriften versehen mußte. An diesem Tage war er sehr gedrückt, man sah ihm an, wie schwer er unter dem Unrecht, das ihm widerfuhr, litt. Er diktierte damals die Anklage, die ihm vorgelegt worden war. Der Wortlaut war folgender:

Die Untersuchungen haben ergeben, daß ich unberechtigte Kritik an der Behandlung der polnischen Zivilarbeiter geübt, daß ich den Bestand und die Sicherheit des Staates dadurch gefährdet habe, daß ich unberechtigte Beschwerden entgegengenommen und durch Rat und Tat unterstützt habe, dadurch das Volksempfinden auf das Gröblichste verletzt und in weite Kreise Unruhe hineingetragen habe, nicht die notwendige Zurückhaltung Angehörigen der Feindmächte gegenüber gezeigt und meine seelsorgliche Tätigkeit mißbraucht habe.

Er wurde dadurch zum reinsten Hochverräter gestempelt. Das sprach er auch in einem Brief aus, den er auf illegalem Weg an Fräulein Aßmann schicken ließ, die ihn nach Rathenow weitergeben sollte. Es war wieder der Text eines Briefes, der an den Bischof weitergeleitet werden sollte. Der Inhalt war folgender:

Hochwürdigster Herr Bischof!

24.7.1941

Bei meinem letzten Besuch bei H.H. Pfarrer Froehlich in Potsdam hat er mir folgende Punkte mitgeteilt, die ich Ew. Excellenz weitergeben soll.

Herr Pfarrer Froehlich gefährde nach Ergebnis der Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates dadurch, daß er unter Mißbrauch seiner seelsorglichen Tä-

tigkeit unberechtigte Kritik an der Behandlung der polnischen Zivilarbeiter geübt, und diese bei angeblichen Beschwerden durch Rat und Tat unterstützt habe. Er hätte durch seine, das gesunde Volksempfinden gröblichst verletzende, Haltung Unruhe in weite Kreise der Bevölkerung getragen, und die von jedem Deutschen, auch von einem Pfarrer, selbstverständliche Zurückhaltung Angehörigen eines Feindstaates gegenüber vermissen lassen.

Zu dieser Anklage bemerkt Herr Pfarrer Froehlich: Wenn er den Bestand des Staates und das Wohl des Volkes gefährde, dann gehöre er vor ein Gericht, dann sei er ein Verbrecher. Kein Gericht aber würde ihn wegen dieser Angelegenheit in Haft nehmen oder verurteilen.

Unberechtigte Kritik? Jeder Deutsche kann Kritik üben, wenn es sich um ein Vergehen oder um ein Verbrechen handelt. Tiere quälen und Menschen mißhandeln sind Vergehen, ja mitunter Verbrechen. Berechtigt war seine Kritik. Ob die Beschwerden berechtigt seien, habe nicht er zu prüfen, sondern das Arbeitsamt oder der Arbeitgeber. Er hat sie nur entgegengenommen, wenn sie wahrscheinlich waren. Der Chef der Gestapo hatte ihm bei seiner ersten Haftentlassung selbst geraten, den Polen zu sagen, sie sollten zum Arbeitsamt gehen, wenn sie Beschwerden hätten. Dieser Rat kann ihm also nicht zur Last gelegt werden. Durch die Tat hat er die Polen nicht unterstützt. Nur in drei Fällen hat sich Herr Pfarrer persönlich an den Arbeitgeber gewandt, um auf freundschaftlichem Wege die Sache zu erledigen. Auch mit einem Gutsbesitzer hatte er persönlich verhandelt, weil dieser Jahre lang einen Raum für den Gottesdienst zur Verfügung gestellt hatte. Deswegen wollte sich Herr Pfarrer in dieser Angelegenheit nicht an das Arbeitsamt wenden.

Das Volksempfinden verletzt? Wie wird die Gemeinde denken, wenn sie die Verurteilung ihres Pfarrers erfährt? Was werden die katholischen Soldaten sagen, wenn sie so etwas erfahren? Sie alle werden nicht begreifen, daß das hier geschehen kann. Wenn der Führer oder wir hören würden, ein englischer oder französischer Geistlicher hätte sich der mißhandelten Deutschen angenommen, würden nicht alle Hochachtung vor so einem Priester haben? Der Führer hat dem Bretonen, der deutschen Soldaten das Leben rettete, und der nicht sagte, laßt die Deutschen umkommen, und Franzosen, die bei einem Brande löschten, diesen selbst oder ihren Angehörigen die Freiheit gegeben. Die Polen werden von Herrn Pfarrer Froehlich sagen: Der katholische Pfarrer hat nicht vergessen, daß wir auch Katholiken waren und hat sich unserer angenommen. Würde sich ein feindlicher Priester der Deutschen annehmen, so würden wir das anerkennen. Leider müssen wir sagen, sie haben das Gebetbuch in der Tasche, predigen die Liebe von der Kanzel, aber die Tat fehlt. Sie sind Heuchler und Pharisäer, und so einer wollte er nicht sein. Deswegen hat er sich der Polen angenommen.

Zum Schluß sagte er mir: Ich freue mich, ein Martyrer der Kirche und des Gebotes der Nächstenliebe zu sein, nur schmerzt es mich unendlich, daß mein Vaterland der Richter sein muß. Priester verhaften, weil sie das Gebot beachten: 'Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst', wird nie zur Ehre gereichen.

Herr Pfarrer Froehlich bittet Ew. Excellenz herzlichst, ihm in irgend einer Weise zu helfen, seine Freiheit wieder zu erlangen.

Anfang Juli fragte seine Schwester, Frau Kutscha, bei der Gestapo wegen Besuchserlaubnis an. Sie bekam den Bescheid, daß eine solche nicht gegeben würde, da demnächst ein Ortswechsel stattfinden würde. Die Zeit in Potsdam näherte sich also dem Ende, leider keinem guten. Am 14.7. bekam man noch einmal Sprecherlaubnis. Erst mußte man zwei Stunden warten und dann sagte der Gewaltige, der die Erlaubnis zu geben hatte: „Ich weiß gar nicht, ob er überhaupt noch da ist“. Auf die Frage, wo er denn sein sollte, bekam man natürlich keine Antwort. Aber der Grund, wichtige Unterschriften, schien doch stichhaltig zu sein. Man sagte dem Pfarrer von dem Bescheid an seine Schwester, und er war tief erschüttert. Man hatte ihm seine sämtlichen Brevierteile eingepackt, und

dazwischen, als Lesezeichen, den Kreuzweg von Guardini, damit er neue Gedanken bekommen sollte. Dieser Kreuzweg konnte ihm ja auch so viel sagen. Gleich die erste Station: Der Heiland steht vor Gericht. Die ihn anklagen sind Lügner. Der Richter ist ein charakterloser Mann. Das Verfahren spricht allem Recht Hohn, und doch weiß er, wie gut er es stets gemeint hat..... Ob der Pfarrer da nicht an die Heilands Worte denken mußte: Der Jünger ist nicht über dem Meister?

Der Polizeimeister meinte, das Brevier dürfe er sicher nicht mitnehmen, man solle es nur gleich wieder zurück nehmen. Aber er erlaubte, daß die Lesezeichen herausgenommen und ihm gegeben werden konnten. Es war das letzte Mal, daß man den Pfarrer lebend sah, Gott sei Dank, daß man es nicht wußte, sonst wäre es noch schwerer geworden.

Zwei Tage später kam die Schwester und versuchte ebenfalls ihr Glück mit Besuchserlaubnis. Erst nach langem Hin und Her, als sie schließlich sagte, sie müsse Geld haben, wurde ihr diese gewährt. Sie hörte dann, als sie warten mußte, die erstaunte Frage ihres Bruders: Schon wieder Besuch? Das war sicher die letzte Freude, die er in seinem Leben hatte.

Die Schwester versuchte, bei der Schutzhaftabteilung der Gestapo für ihren Bruder etwas zu erreichen. Der Leiter dieser Abteilung war sehr freundlich zu ihr und meinte, auf ein ziemlich starkes Aktenstück zeigend: Es liegt zu viel Material gegen ihn vor. Er riet ihr, alle ihre Einwände schriftlich in ein Gesuch zusammenzufassen. Vielleicht würde das Verfahren noch einmal aufgenommen werden können. Sie war nun voller Hoffnung und reichte folgendes Gesuch ein:

An den Reichsführer SS

17.7.1941

Schutzhaftabteilung

Mein Bruder, der Pfarrer August Froehlich aus Rathenow, befindet sich seit dem 20. Mai in Potsdam bei der Geheimen Staatspolizei in Schutzhaft. Meinem Bruder wird zur Last gelegt, nicht die nötige Zurückhaltung gegen polnische Zivilarbeiter gewahrt zu haben. Ich, als seine Schwester, kann das von meinem Bruder nicht glauben, da meinem Bruder und meiner Familie und mir durch die Polen nur Leid bereitet wurde, und mein Bruder absolut keine Veranlassung hat, gegen Polen freundlich zu sein. Wenn er Beschwerden von polnischen Arbeiterinnen entgegengenommen hat, so hat er das als Priester getan und ist vielleicht zu entgegenkommend gewesen.

Mein Bruder hat den Weltkrieg mitgemacht, ist zweimal schwer verwundet worden, kam als Offizier am 6.10.1918 in englische Gefangenschaft und kehrte am 31.12.1919 aus dieser zurück. Er nahm dann sein Theologiestudium wieder auf und wurde 1921 zum Priester geweiht. Als er zur Primizfeier in seine Heimat Königshütte O/S kommen wollte, wurde ihm die Einreise von den Polen verweigert und erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten gewährt. Mein Bruder ließ sich dann vom Bistum Breslau in die Diözese Berlin versetzen, weil er nicht nach Polen wollte. Er war dann in Berlin Kaplan und besuchte von Zeit zu Zeit seinen Vater in Königshütte O/S. Als er merkte, daß es polnische Geistliche gab, die ihre Priesterwürde vergaßen und sich mit den polnischen Aufständischen verbündeten, stellte er diese zur Rede. Als das nicht genügte, hat er öffentlich von der Kanzel der St. Barbara-Kirche in Königshütte in einer Predigt das Benehmen eines polnischen Geistlichen gerügt und gesagt, es vertrage sich nicht mit der Würde eines Priesters, der eben die hl. Kommunion ausgeteilt hat, hinterher die Fahnen der polnischen Aufständischen zu segnen und sie gegen die Deutschen aufzuhetzen. Er meinte, der Priester habe nur Liebe zu säen und nicht Haß. Darauf wurde ihm das Predigen verboten.

Ich selbst wohnte damals auch noch in Königshütte, und mein Mann und ich hatten unter den polnischen Schikanen viel zu leiden. Mein Mann war deutscher Stadtverordneter und als solcher bei

den Polen natürlich unbeliebt. Er wurde einmal sogar überfallen und mißhandelt. Am schlimmsten wurde es, als wir unsere Kinder in die deutsche Schule schickten. Von da an wurden wir von den Polen noch mehr gehaßt. Die Fenster wurden uns mit Teer verschmiert, Schilder wurden abgerissen und die Türen mit Inschriften, wie „Hier wohnt ein deutsches Schwein“, versehen. Wir blieben bis 1931 dort. Dann wurden aber meinem Mann, der praktischer Arzt ist, alle Kassen genommen, so daß wir keinen Erwerb mehr hatten und gezwungen waren, aus O/S herauszugehen. Mein Bruder wußte von all diesen Sachen und hat mit uns darunter schwer gelitten, so daß ich ihm seine zur Last gelegte Polenfreundlichkeit nicht glauben kann.

Ich bitte daher den Herrn Reichsführer der SS, das Verfahren zu prüfen und wenn möglich, meinen Bruder aus der Haft zu entlassen.

Auf dieses Gesuch, wie auch auf alle späteren Schreiben, erfolgte nichts. Wenn Frau Kutscha dann wieder einmal persönlich vorsprach, tröstete man sie auf die angeblich vierteljährliche Prüfung aller Fälle, bei der er doch ‚einmal Glück haben könnte‘, aber es blieben immer nur Vertröstungen.

Am 30.7. kam eine Postkarte in Rathenow an: Alle meine Sachen sofort abholen. Nun war kein Zweifel mehr, der Ortswechsel hatte stattgefunden. Am gleichen Tage noch fuhr man nach Potsdam, vielleicht war er noch da. Aber die Hoffnung war trügerisch. Auf Befragen sagte man: Vorgestern Abends, also am 28.7., sei er weggekommen. Wohin? Nach Weimar-Buchenwald. Unter den zurückgelassenen Sachen war auch sein Brevier. Auf die letzte Seite hatte er ein paar Zeilen geschrieben:

Nun habt Mut und Gottvertrauen. Ich habe es auch. Ich bin nicht mehr traurig. Der liebe Gott ist mir gut, ich will es ihm gegenüber auch sein. Betet für mich Tröstet meine Schwester. Sagt, ich schaue mutig in die Zukunft, hoffe auf Wiedersehen.

Lebt wohl. Morgen früh komme ich weg. KZ. Ich vertraue auf Gott. Vertraut auch, seid nicht klein. Gott weiß, was er will. Ich komme wieder und sehe euch alle wieder. Grüßt mir meine Schwester und alle anderen.... Viele herzliche Grüße. Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit. Amen. Unternimm jetzt nichts. Ich habe alles getan. Wir wollen alles dem lieben Gott überlassen. Kopf hoch. Auf Wiedesehen.

Sicher hatte der Kreuzweg von Guardini dazu beigetragen, ihm Trost und Ergebung in sein Schicksal zu geben.

Man wartete nun täglich auf Nachricht. Die kam aber nicht. Von Buchenwald hatte man nur gehört, daß dort große Steinbrüche wären, in denen die Häftlinge arbeiten müßten. Also für ihn wieder Steinbrucharbeit, allerdings nicht im ‚Steinbruch des Herrn‘, wie die Diaspora bezeichnet wird.

Im Oktober kam das erste Lebenszeichen des Pfarrers, eine Postkarte. Er bat darin um warme Unterwäsche, Kopfschützer, Ohrenschützer und Fausthandschuhe. Nun wurde die schwere Arbeit, die er dort zu leisten hatte, allen zur Gewißheit. Am 2.11.41 schrieb er den ersten Brief aus dem KZ. Auf dem Briefbogen war ein Auszug aus der Lagerordnung, aus der hervorging, daß jeder Schutzhäftling zweimal im Monat Briefe schreiben und empfangen durfte. Aber auf seinem Brief war dieser Auszug dick schwarz überdruckt: Ich darf alle drei Monate einen Brief schreiben und empfangen. Ob das eine Kriegsmaßnahme war, die alle betraf, oder ob er besonders verschärfte Bedingungen hatte, konnte man nicht erfahren. Aus dem Brief ging hervor, daß er von Rathenow Post erhalten hatte, daß er in Gedanken viel bei seiner Schwester und in Rathenow war. Er war gesund und schien auch voller Hoffnung für die Zukunft zu sein. Er wollte das Eiserne Sparkonto, das damals eingerichtet werden

konnte, auch für sein Gehalt berücksichtigt wissen. Dann schrieb er ausdrücklich, daß eine frühere Schülerin, die zur Weiterbildung monatlich 200.- Mark bekam, weiterhin genügend unterstützt werden sollte.

Am 2.1.1942 kam wieder eine Postkarte. Sie war ein schöner Gruß zum Jahresbeginn. In dieser Karte schrieb er, daß sein Pelzmantel, seine Lederjacke und warme Unterwäsche zur Heereswollsammlung gegeben werden sollte. Ausdrücklich schrieb er: Quittung aufheben. Man war etwas ungehalten ob dieser Großzügigkeit, aber schließlich mußte seine Anordnung ja befolgt werden.

Man schrieb alle vier Wochen mit der Schwester einen gemeinsamen Brief. Viel konnte nicht mitgeteilt werden, da die Zeilenanzahl genau vorgeschrieben war. Alle Briefe gingen selbstverständlich durch die Zensur.

Im April erhielt man einen Brief aus dem Lager Ravensbrück in Fürstenberg i. Meckl. Er war also verlegt worden. Darin schrieb er, daß alle, die bisher Unterstützungen bekommen hatten, diese weiter erhalten sollten. Weiter sollte an eine Frau Vogel nach Konstanz 150.- Mk geschickt werden. Man nahm an, daß dies die Frau eines Leidensgenossen war. Diese Annahme bestätigte sich später. Herr Vogel war in Buchenwald mit ihm zusammen gewesen, und beide hatte eine herzliche Freundschaft verbunden.

Die Zeit eilte, man hörte wieder nichts von ihm, bis eines Tages, Anfang Juni, ein Brief aus Dachau eintraf. Der Brief war an seine Schwester gerichtet, die ihn nach Rathenow weiter gab. Die Handschrift war sehr verändert. Man hatte den Eindruck: Entweder ist er krank, oder er hat kurz vorher sehr schwer gearbeitet. Das Erstere war der Fall. Am 24.6. kam früh ein Telegramm der Schwester: Mein Bruder gestorben. Ich fahre nach Dachau. Mitkommen erwünscht.

Am 22.6., angeblich gegen 15.00 Uhr, war er verstorben. Dies hatte man der Schwester telegrafisch mitgeteilt und gleichzeitig angefragt, ob noch jemand den Verstorbenen sehen wolle. Dann müsse derjenige innerhalb 24 Stunden dort sein. Sie hatte gleich zurückgedrahtet, daß man mit der Einäscherung warten sollte, bis sie dort gewesen sei. Man verabredete telefonisch, in München auf dem Hauptbahnhof zusammenzutreffen, um von dort gemeinsam nach Dachau zu fahren. Auch der Bruder aus Königshütte war mitgekommen. Dort gab Frau Kutscha auch Kenntnis von einem Brief, der wenige Tage nach dem Dachauer Brief von ihrem Bruder eingetroffen war. In diesem Brief schrieb er u.a.:

Die Natur erwacht auch hier. Auch wir müssen zu neuem Schaffen die Finger krumm machen....

In all den Elendsmonaten hatte er nicht vergessen, was vor seiner Verhaftung verabredet worden war. Wenn man diesen Brief vorher erhalten hätte, wäre es zur Gewißheit geworden, was man durch die veränderte Handschrift nur geahnt hatte: Daß es zu Ende ging und nicht mehr zu ertragen war.

In Dachau war es furchtbar. Allerdings war der äußere Eindruck des Lagers beinahe freundlich. Aber hinter den Gärten war eine graue Mauer, die das verbarg, was man nicht sehen sollte. Man mußte erst lange warten, ehe jemand die Führung zu dem Raum übernahm, in welchem der Pfarrer aufgebahrt war. D. h., man sah nur seinen Kopf, und das war ein mit Haut überzogener Schädel. Er war so verändert, daß man ihn mit Sicherheit nur an seinen „Grübchen“, den Spuren der Verwundung, erkennen konnte. Als Todesursache war Darmkatarrh und Erschöpfung angegeben.

Unter den Sachen, die dem Bruder ausgehändigt wurden, war auch der Anzug, den er getragen hatte. Dieser war voller Blutflecke, wie die Schwester später erzählte.

Am 28.7., ein Jahr nach seiner Überführung ins KZ, wurde seine Urne beigesetzt. Alle, die ihn kannten, haben die Gewißheit, daß sich an ihm das Wort erfüllt hat: Sei getreu bis zum Tod, und ich werde dir das Leben als Siegeskrone geben.

Herr Vogel aus dem Lager Buchenwald, der von Pfarrer Froehlich als seinem besten Freund spricht, hat nachstehende Elegie geschickt:

Nie vergeß' ich jene Stunden,
Jene Zeit voll Kummer und voll Schmerzen,
Wo wir als Freunde uns gefunden,
Sich verbanden unsere Herzen.

Gemeinsam haben wir getragen,
Was eine Hölle nur erfinden kann.
Du hofftest, kanntest kein Verzagen,
Du bliebst im herbsten Schmerze noch ein Mann.

Wo du fluchen solltest, hast du noch gesegnet,
Du bliebst ein Priester ewiglich.
Die Liebe bist du allen stets begegnet,
Doch ganz besonders hast geliebt du mich.

Ein Vater warst du stets den Deinen,
Nur ihnen galt dein Leben, Sorgen, Lieben,
Daß dich ein Wiedeseh'n mit ihnen mög' vereinen,
Dies heiße Hoffen, Sehnen, ist unerfüllt geblieben.

Du warst zu gut für diese Erde,
Drum holte dich der Herrgott heim.
Er wollte, daß dein Leid beendet werde,
Du solltest nicht mehr länger Martyrer sein.

Schlafe nun aus von deinen Sorgen – Leiden,
Du bleibst in meinem Herzen hochgeliebt.
Ich werde stets mit dir verbunden bleiben,
Dir zeigen, daß es Freundestreue gibt.

Anmerkung

Das Archiv der Gemeinde St. Joseph in Berlin-Rudow enthält auch die Kopie einer Lebensbeschreibung über Pfarrer August Froehlich. Diese besteht aus 90 Blätter im Format DIN A 5, die beidseitig kopiert sind. Die Erstschrift wurde mit Schreibmaschine ohne Titel und Kapitelüberschriften erstellt.

Neue Kopien lassen sich wegen der teilweise sehr durchscheinenden Schrift der Gegenseite schlecht herstellen. Deshalb, und um die Lesbarkeit der Lebensbeschreibung zu verbessern, hat Konrad Semmelrogge, Mitglied der Gemeinde Berlin-Rudow, St. Joseph, und auch der dortigen Kolpingsfamilie, im Monat September 2009 die vorliegende Fassung erstellt, wobei nur offensichtliche Tippfehler korrigiert wurden. Die bisherige Kopie des Archivs wurde durch die vorliegende Fassung auf Blätter DIN A 4 ersetzt.

Der Inhalt:

<u>Seiten</u>	<u>Zeitabschnitt</u>
1 - 7	Kindheit und Jugend
7 - 12	Soldat
12 - 15	Studium und Weihe
15 - 18	Kaplan in Berlin-Neukölln, St. Eduard
18 - 21	Kaplan in Berlin-Kreuzberg, St. Bonifatius
21 - 23	Kaplan in Berlin-Spandau, St. Marien
23	Kaplan in Berlin-Charlottenburg, St. Thomas
23 - 25	Kuratus in Berlin-Rudow, St. Joseph
25 - 43	Kuratus in Dramburg, Pommern
43 - 61	Pfarrer in Rathenow, St. Georg
61 - 69	Haft und Tod